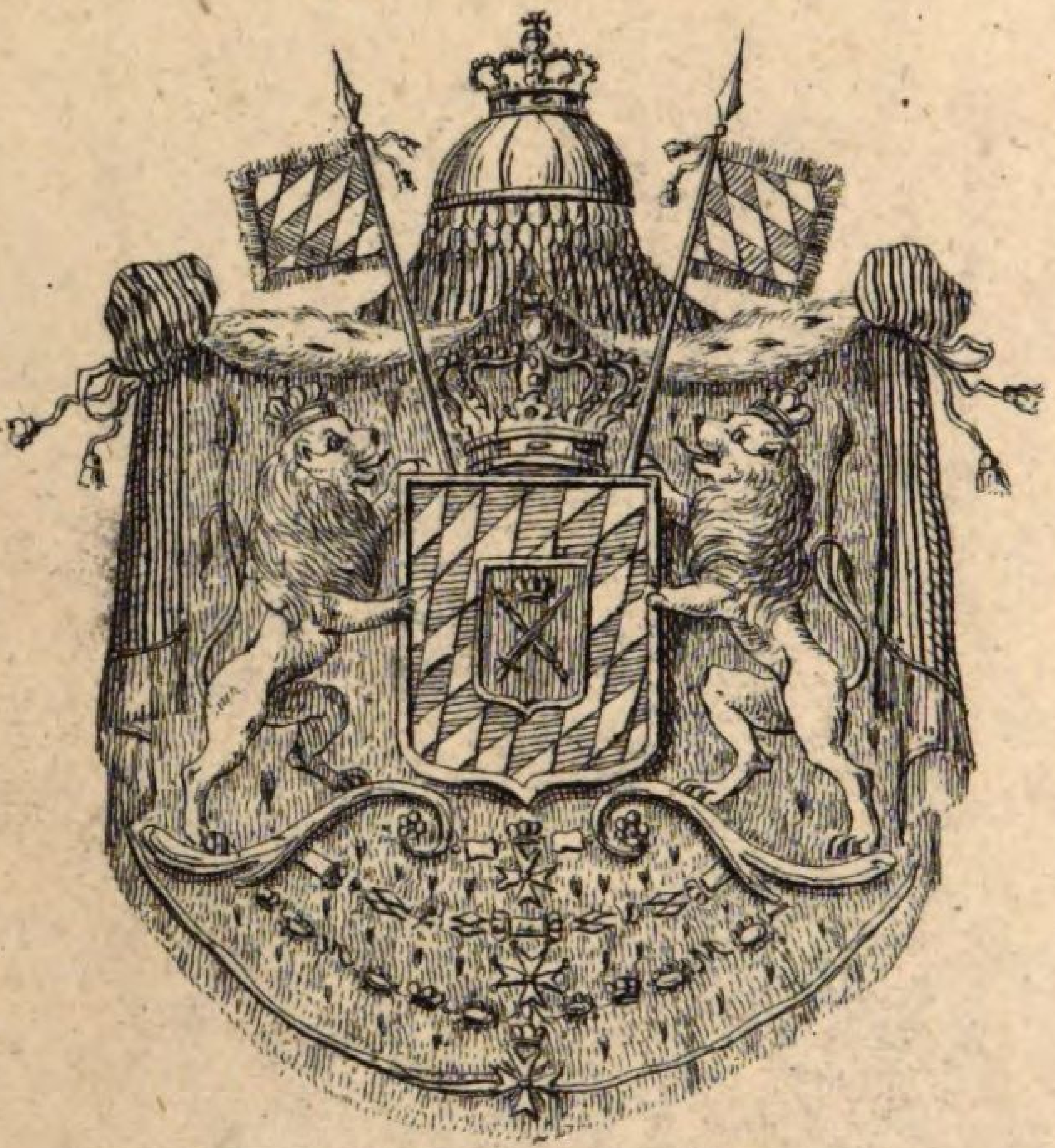
P.O. germ. 1251c/3



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36634805550013

<36634805550013

Bayer. Staatsbibliothek

Schadens Skizzen 3te Sammlung.

Harfstengel del. F. Falck sc. Nürnberg

Das Conzert auf dem Rabenstein.

Skizzen
in der Manier
des
seligen
A. G. Meissner;
nebst
der Lebens- und Bildungs-Geschichte des
Wiedererfinders der Glasmalerkunst
M. S. Frank.

Herausgegeben
durch
Adolph von Schaden.

Dritte Sammlung.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg und **Leipzig**
in der von Jenisch- und Stage'schen Buchhandlung.
1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem Freunde

dem

Herrn

Freiherrn von Scherer

auf Hochen-Kreutzberg

königlich-bayerischen Oberlieutenant ꝛc.

gewidmet

vom Verfasser.

Bevorwortung.

Indem ich dem Publikum die dritte Sammlung eines Werkes übergebe, welches bisher allerwärts mit Auszeichnung aufgenommen wurde, habe ich vor auf folgendes zu erinnern:

Es dürften vielleicht Einige es seltsam finden, daß in ein Buch dieser Art die Lebens- und Bildungs-Geschichte des Wiederherstellers der Glasmalerei eingeschaltet worden ist. Dagegen bleibt zu bemerken: daß gegenwärtiges ein Skizzenbuch ist und in einem solchen Gegenstande heterogenen Inhaltes zu finden, darauf muß der geneigte Leser ein Mal gefaßt seyn. Uebri-

gens dürfte der bezeichnete Aufsatz so manchem Leser ein ganz vorzügliches Interesse einflößen, — davon ist man überzeugt.

Die neuere dramatische Literatur hat ein Bühnenstück: „Die Schöne und die die Häßliche" geliefert, dessen Intrigue dieselbe wie jene meiner Erzählung Nro. II. ist, und ich kann zu meiner Ehre nicht mit Stillschweigen umgehen, daß ich nicht von dem Verfasser dieses Bühnenstückes, sondern erwiesenermaßen dieser von mir geborgt hat, indem eine flüchtige Skizze meiner Erzählung bereits vor zehn Jahren im Freimüthigen zu Berlin abgedruckt wurde.

Die vierte und letzte Sammlung meiner Skizzen wird im künftigen Jahre erscheinen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Der beschwerliche Gast 1
II. Die Prüfungen des Kadeten 49
III. Die Hungerkur 95
1. Kätchen an Fanny 97
2. Fanny an Kätchen 101
3. Der Husarenmajor von Heldernbusch an Eduard Holm, den Verwalter seiner Rittergüter . 114
4. Kätchen an Fanny 134
5. Fanny an Kätchen 153
6. Der Major von Heldernbusch an seinen Freund Holm 178
IV. Der gute Maler Bonifacius und sein Schnupf-Taback-Döschen 191
V. Größeres und kleineres Dessert . . . .
1. Lebens- und Bildungsgeschichte des einzigen Wiederherstellers der Glasmalerkunst in Deutschland Michael Sigmund Frank . . 231
2. Der Mann unterm Pantoffel . . 263
3. Das Concert auf dem Rabensteine (Eine Kriminalgeschichte.) . . 271

4. Des Teufels Lustschlößchen oder Paul und Virginie 395
5. An Petrarca 305
6. Cannings Tod 306
7. An der entseelten Hülle der Frau Klara Metzger-Vespermann . . 308
8. Die unverschämtesten Lügner . . 309
9. Der schlaueste Dieb 314
10. Das zu verschenkende Landhaus . 319
11. Ein interessanter Zug aus des Pastellmalers Schröder Künstlerleben 323
12. Scene aus dem noch ungedruckten dramatischen Gedichte: Maria Theresia und ihr Hof 328
13. Die Gräfinnen von Schwarzburg und von Hundt 340
14. Merkwürdiger Beschluß einer Theater-Direction 342
15. Ein Zug aus Theodor Körners Dichterleben 344
16. Die verhängnißvolle Nacht in der Geisterburg. 348
17. Scene aus dem noch ungedruckten Operntexte: der Judenkirchhof . 363
18. Welche Eigenschaften muß man haben, wenn man sich Hoffnung machen will, in den Orden der Jesuiten aufgenommen zu werden? 368
19. Die Bergbeleuchtung zu Tegernsee . 371
20. Epilog 373

I.

Der beschwerliche Gast.

The heedless Lover does know
Whose Eyes they are that wound him so;
But confounded with thy Art
Enquires her Name that his Heart.

Schlittenfahrten, an Pracht und sinniger Erfindung denjenigen vergleichbar, welche einst die geschmackvollen Herren Gend'armenoffiziers zu Berlin ausführten, wechselten im Winter des vorigen Jahres in einer großen berühmten deutschen Hauptstadt, mit Maskenbällen, zu welchen die hehren Kinder des Olymps in aller ihrer Strahlenglorie sich herniedergeneigt zu haben schienen. Splendide Piknicks, soupers fins, thes dansans und ausgesuchte Feten aller Art boten sich in den Zirkeln des Hofes und der Großen die Hand, denn die bevorstehende Vermählungsfeyer des Erbprinzen hatte in der berühmten Residenz nicht nur den reichsten Adel des Inlandes, sondern selbst die vornehmsten Herrschaften eines großen benachbarten Staates versammelt. Reichthum,

überraschende Pracht, blendende Schönheit, und der feinste Geschmack wetteiferten rastlos sich auszuzeichnen. Manchem lohnte die Mühe das Glück, bis eine neue Erscheinung, gleich der Sonne, Alles um sich her zu verdunkeln drohte. Die Erscheinung nannte sich Emilie, verehlichte Reichsgräfin von Schimmernbach. Nicht flach und gewöhnlich die Ungewöhnliche zu zeichnen, bleibe mein Streben!

Hold wie Flora, jung und lieblich, wie Psyche und eine erhabene Minerva doch, stellte die Dame sich dar. An interessanter Schöne einer L'Enclos ähnlich, geistreich und witzig, wie Frau von Stael, bezauberte die Gräfin die Herzen aller Männer, indem sie jene der Damen mit Neid und Mißgunst erfüllte. Emilie tanzte mit der Grazie der jüngsten und begünstigsten Tochter Terpsychorens; ihr reiner Gesang, verbunden mit kunstvoller Manier, machte sie

zu Madame Catalanis Nebenbuhlerin; — mit einem Worte: unsere Dame konnte eine seltene Zierde der feinsten und ausgesuchtesten Gesellschaft gelten; jetzt philosophirte sie eine sinnige Aspasia; einen Augenblick später entzückte sie, die unschuldsvolle Tochter der ländlichen Flur und kunstlosen Natur.

Nach oberflächlichem Anschauen schien Emiliens Gatte, der Graf von Schimmernbach, in der That einer solchen edlen Perle nicht werth zu seyn. Die Dame zählte achtzehn, der Graf wohl schon vierzig Sommer. Kraft und männliche Schöne, wohnten ihm gerade nicht in hohem Grade bei. Eine lange hagere Figur, ein erdfahler Teint, struppiges dunkles Haar, ein finsteres Auge mit mißtrauischem Blicke, ein kaltes zurückstoßendes, oft stolzes Benehmen charakterisirten den Mann. Solche Wahrnehmungen ermuthigten junge Höflinge und vornehme kühne Wüstlinge; angelegentlich und süßer Hoffnun-

gen voll machte man der jungen, reizenden und geistreichen Dame den Hof. Der Graf schien es nicht zu bemerken, und unverkennbar blieb es: Würde, unbedingtes Zutrauen und ein hohes Zartgefühl leiteten sein Betragen gegen die gehaltvolle Gattin.

Emilie ihrerseits rechtfertigte des Grafen ehrenvolles Vertrauen im höchsten Grade, der heilige Schleier ungeheuchelter ächter Tugend schmückte die holde Grazie, und bald gaben auch die verwegensten Verführer der großen Welt die Hoffnung auf, hier zu siegen.

Immer näher rückte des Festes hoher Tag, an welchem die Vermählung des Erbprinzen aufs glänzendste gefeiert werden sollte.

Häufiger und brillanter wurden die Gastmahle und Bälle, welche diesem Tage vorangingen, und gerade als die ganze vornehme Welt im betäubendsten Strudel rauschender Vergnügen sich drehte, traf einer der reichsten,

der jüngsten und unabhängigsten Gutsbesitzer des Landes, der Uhlanenrittmeister von Strahlhof, in der Residenz ein.

Eine nicht minder interessante Erscheinung, als die junge Gräfin von Schimmernbach der vornehmen Männerwelt, war Strahlhof dem schönern Geschlechte der Stadt und des Hofes. Der Offizier hieß die Achse, um welche das Sehnen und die Wünsche mancher zu den höchsten Ansprüchen berechtigten Dame sich drehten; denn alle erdenklichen Vorzüge des Jünglings vereinigte er in seiner Person.

Eine hehre Antinousgestalt zeichnete den drei und zwanzigjährigen Mann ungemein vortheilhaft und überraschend aus; eine üppige Fülle der männlichen Formen, ein sprechendes dunkelblaues großes Auge, ein schwärmerischer Zug um den fein gebildeten Mund, die natürlich gelockten güldenen Haare, majestätische Haltung, feiner Witz, bezaubernde Bescheidenheit und Sanftmuth hatten unsern

Strahlhof von jeher schnell zum Liebling des schönen Geschlechts gemacht.

Doch auch Vorzüge bedeutsamerer Art begründeten des Rittmeisters seltenen Werth als Mann; er hatte in Thuiskons jüngsten Freiheitskriegen ein hochherziger Heros gefochten, und eine Menge Orden deckten seine Helden-Brust; angebornes Genie und die sorgfältigste Erziehung hatten sich verbunden des Jünglings Geist auf die glänzendste Weise zu bilden; und Reisen durch beinahe alle Länder Europens hatten Strahlhofs Menschenkenntniß sehr glücklich bis — zu einem gewissen Grade berichtiget. Schade, daß diese schimmernden Eigenschaften des jungen Kavaliers eine einzige, aber auch eine ungemein düstere Schattenparthie verdunkelte. Der Jüngling, erzogen und gediehen in der schwülen Luft der Höfe, hielt weibliche Tugend für eine Chimäre, und selbst nicht die heiligen Verhältnisse der Ehe waren im Stande, ihm Achtung

einzuflößen; der wilde feurige Ritter strebte nur nach Genuß, selten fand er den Widerstand fester Grundsätze und hehrer weiblicher Tugend, und fand er das Seltene auch einmal, so galt es dem Verblendeten weiter nichts, denn Koketterie. Freilich waren solche Erfahrungen und aus denselben erzeugte Ansichten wenig geeignet, den Irregeführten auf bessere Wege zu führen!

Unpäßlich war Strahlhof in der Residenz angekommen. Er sah sich, so ungerne es schon geschah, dennoch genöthiget, vor der Hand die Stube zu hüten. Häufig besuchten nichts desto weniger junge Offiziere und Kavaliere seines Schlages den Kranken, und natürlich blieben die glänzendsten Feste des Tages beinahe ausschließlich der Gegenstand der Unterhaltung. Am Rande versteht es sich wohl, daß man bei dieser Gelegenheit nicht vergaß, der jungen fremden Gräfin zu erwähnen; im Gegentheile war gerade Emilie von Schim-

mernbach beinahe das einzige Conversations-Objekt der jungen Herrn. Sie alle waren von der Liebenswürdigkeit, von dem Verstande und der hehren Schöne der fremden Dame enchantirt, allein die Armen seufzeten zugleich sämmtlich über die Grausamkeit der erhabenen Schönheit, und so zuversichtlich die Herren auch sonst von den eigenen Personen zu denken pflegten — bei Emilien Glück zu machen, wagte auch entfernt keiner zu hoffen.

Schweigend lauschte Strahlhof, wenn von der vergötterten jungen Gräfin die Rede war; bei den Ausbrüchen der Verzweiflung jener unglücklichen Anbeter der Dame aber lächelte er fein, indem er bei sich selbst sprach: „Sie wird eben seyn, wie sie alle sind — Evens Töchter; — vielleicht ein bischen mehr glücklich angewandte Taktik! — Koketterie in einer höhern Potenz! — und damit basta! — doch wir werden ihn ja wohl auch kennen lernen — jenen weiblichen Phönix!“

Der Uhlanenrittmeister genas endlich von seiner leichten Unpäßlichkeit. Zum erstenmal trat er wieder ein in die große Welt; ein glänzender Ball bei Hofe war es, den er besuchte. Nachdem der Offizier dem Fürsten und dem Erbprinzen vorgestellt worden war, trieb er sich gleichgültig umher in dem glänzenden Gewühle, für welches Gewohnheit ihn längst abgestumpft hatte. Zuletzt faßte Strahlhof endlich, sich zu erholen und die Anwesenden zu mustern, in einem Winkel, hinter einer Säule des Saales Posto. Sein Blick schweifte umher, eine Menge bekannter langweiliger Gestalten begegneten ihm, doch plötzlich spannte eine neue interessante Erscheinung die Aufmerksamkeit des jungen Offiziers. Ihm gerade gegenüber saß in einem der hohen Bogenfenster des Salons eine fremde, dem Rittmeister gänzlich unbekannte junge Dame. Nie, nein, nie noch hatte im ersten Augenblick ein Weib auf unsern Jüng-

ling solchen heftigen Eindruck gemacht, als jene reizende Huldgestalt.

Die Dame erschien dem Begeisterten ein verklärtes Wesen höhrer Art; der ungemein feine Bau der ätherischen Formen, die würdevolle Haltung, der rührende und sinnige Blick der hellbraunen Augen, das interessante etwas blaße Gesichtchen, der liebliche Fall der Kastanienbraunen Locken, alles vereinigte sich dort in der zarten Huldgestält, das empfängliche Herz und die lebhafte Phantasie des glühenden Reiteroffiziers zu entflammen. Lange starrte er hin nach dem holden Wesen ohne zu eigentlicher besinnender Ueberlegung zu gelangen, endlich lispelte er leise. „O „gewiß — sie ist es, sie ist jene fremde Gräfin, deren Reize selbst Eisherzen in Gluthen umwandelte.“

Eine neue Empfindung, war es, welche des Rittmeisters sich nun ermächtiget hatte. Sah er sonst ein junges reizendes Weib —

gleich regten sträfliche Wünsche im wildtobenden Busen sich, schnell wurden Verführungs-Plane entworfen, schnell an ihre Ausführung gedacht, doch ganz anders zum erstenmale in seinem Leben — fühlte Strahlhof jetzt. Nicht leidenschaftliche Begierde vermochte jenes holde zarte Wesen in ihm zu wecken, eine sanfte Wehmuth erfüllte ihn; ihm wurde schnell so wonniglich wehe zu Muthe, wie nie zuvor. Eine unwiderstehliche Gewalt trieb ihn an, sich der idealen Lichtgestalt zu nahen, doch eine ganz unerklärbare, ungewöhnliche Scheu — eine, ich möchte sagen heilige Ehrfurcht fesselte den Entzückten an die Stelle, auf der er stand.

Endlich ermannte sich der Offizier nach einer langen Pause. Die rauschende Ball-Musik ertönte, und der muthige junge Heldensohn, der lächelnd feindlichen Feuerschlünden hundertmal entgegengeritten, der fein

gebildete Weltmann, welcher sonder Verlegenheit so oft mit jener Zuversicht, welche Kenntniß des eignen Werthes und sorgfältige Bildung zu verleihen pflegen, Fürstinnen und Prinzesinnen entgegen getreten war; er nahte sich zagend und ungewissen Schrittes jener fremden Schönheit, welche ihn so schnell bezaubert hatte.

Jetzt stand Strahlhof vor der leuchtenden Donna. Leise, ja stammelnd beinahe forderte er der Dame Hand zum beginnenden Tanze. Sie schlug das braune große Auge zur Höhe, eine leichte schnelle Röthe überflog das liebliche Antlitz, und schweigend mit einer kleinen Neigung des schönen Köpfchens erhob sich Emilie.

O Götter! wie wurde dem Jüngling zu Muthe, als seine Hand die zarte Taille der hehren Lichtgestalt umfieng; ihm wollten die Sinne schwinden, leicht schwebte er mit der sanften Grazie durch die Reigen; eine uner-

klärbare Wonne hatte ihn umfangen. Der Tanz endete und mühsam rief der glückliche Jüngling nothgedrungen Besonnenheit zurück; im Tone der feinen Welt fieng er an, mit der Dame zu sprechen und mit melodischer Stimme antwortete gar sinnig die liebenswürdige Tänzerin.

Nicht wußte Strahlhof wie er nach seiner Wohnung gelangt war; ihm schwebte immer nur, schlummernd und wachend, jener zarte Engel vor Sinnen; er war todt für alle Verhältnisse des Lebens.

Der Graf von Schimmernbach machte in der Residenz ein großes Haus, und sonder viele Mühe gelang es dem Uhlanenrittmeister, sich dort eingeführt zu sehn. Einen unangenehmern Eindruck machte zwar der Graf, Emiliens Gatte, auf den jungen Offizier, allein er kämpfte die widerliche Empfindung gewaltsam zu Boden, und zeigte sich dem Wirthe des Hauses in jener ganzen liebens-

digen Offenheit, welche ihm so sehr zu Gebote stand. Legte es Strahlhof erst darauf an, irgend eines Menschen Neigung in vollem Maaße zu gewinnen, so sah er sich selten, oder nie in seinen Hoffnungen getäuscht.

Auch dem Grafen von Schimmernbach gefiel der junge, bescheidene und vielseitig gebildete Uhlanenrittmeister ungemein; von Tag zu Tag wandte er in einem immer höhern Grade dem Offiziere seine Gunst zu, und bald sah sich Strahlhof im Schimmernbachschen Hause ausgezeichnet. Er wurde häufiger gebeten und erschien zuletzt ungebeten, mit einem Worte man fieng an ihn als einen Freund der Familie zu betrachten.

Natürlicherweise mußte ein solches Verhältniß unsern Helden der reizenden Gräfin Emilie näher rücken, und mit jeder Minute entdeckte Strahlhof neue Vorzüge an der gebeteten Göttin seines Herzens. Es

kamen Stunden, in welchen er sich mit der liebenswürdigen Dame ganz allein befand, anfangs setzte ein solches Alleinseyn, wie es schien, die beiden jungen Herrschaften in einige Verlegenheit, allein man korrigirte sich von der einen, wie von der andern Seite, bald genug.

Es wurde bereits erzählt, daß der Gräfin eine wundersüße Stimme zum Gesang beiwohnte; beigefügt muß noch werden, daß sie, eine wahre Meisterin, das Pianoforte spielte. Auch Strahlhof war musikalisch; sein Tenor klang ungemein rührend und einschmeichelnd, die Flöte aber bließ er, im eigentlichen Sinne des Wortes, als geschmackvoller Virtuose.

Diese wechselseitigen Fähigkeiten führten bald zu musikalischen Unterhaltungen unter vier Augen, und die Gräfin, wie der Rittmeister, lernten sich hier so schnell in einander finden, daß es in der That ein seltener

Ohrenschmaus gelten konnte, das fein fühlende Pärchen mit unbeschreiblicher Innigkeit Mozartsche, Mehulsche oder andere gefühlvolle Duette exekutiren zu hören; hatte man sich müde gesungen, suchte man in sinniger Lektüre Erholung; Emilie las, der zarten Nachtigallenstimme unbeschadet, gar richtig und ausdrucksvoll, und wechselte Strahlhof mit der Erschöpften den Vortrag, so entwickelten sein sonores Organ, seine richtige Deklamation und Gestikulation Talente eines Talma. Häufig wurde die Lektüre unterbrochen und der abgehandelte Stoff besprochen; in solcher Conversation staunte der Offizier ob des Zartgefühls der sinnigen Dame, und sie fand Gelegenheit den Scharfsinn des Rittmeisters zu bewundern.

Ein immer traulicheres Verhältniß gestaltete sich zwischen jenen Beiden. Doch sonderbar! — Stralhof hatte hier nach Monden noch nicht jene Fortschritte in der heimlich

Geliebten Gunst gemacht, wie sonst in ähnlichen Lagen nach etlichen Tagen schon. Doch wenig kümmerte sich darum der Offizier, ihm winkten hier Himmelsgenüsse reinerer Art die er nimmermehr geahndet, und konnte er in Emiliens seelenvolles Auge nur blicken, im Feuer des Gesprächs ihre runde, zarte, kleine Hand erfassen, wer war glücklicher, als er? — Das kühnste Ziel seiner Wünsche schien erreicht.

Nicht zu läugnen war es, auch der jungen Gräfiu schien der liebenswürdige Uhlane werth zu seyn, und sie überließ sich in ihrer arglosen Unschuld ganz den Gefühlen der innigsten Freuudschaft gegen den seltenen Jüngling, ohne weiteres über die Folgen eines Verhältnißes zu grübeln, an welchem ihr auch im entferntesten Sinn — nichts tadelhaftes erschien.

In der Gesellschaft und im Gefolge des Grafen von Schimmernbach befand sich ein

Baron v. Steilenberg. Er galt für des Grafen innigsten und vertrauten Busenfreund.

Ein Sonderling in seiner Art war jener Steilenberg zu nennen. Auch er stand nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre; den Fünfzigen war er nahe. — Sein Aeußeres trug zwar immer noch Spuren ehemaliger männlicher interessanter Schöne; war das Gesicht gleich mit Todtenbläße überzogen, blickten die Augen auch leidend und matt, und wankte die hohe Gestalt schon nachläßig, den Körper immer vorwärts gebeugt, mit tief gesenktem Haupte.

Keine Gesellschaft besuchte jener Steilenberg; befand er sich nicht im vertrauten Gespräche bei seinem Freunde, dem Grafen, hielt er sich hartnäckig in seiner Stube verschloßen. Selbst selten nur erschien der Baron an der Tafel und Abends zum Thee im häuslichen Zirkel des Grafen. Emilie grämte sich darüber gerade nicht, denn nie

war die Gesellschaft jenes Freundes des Gemahls ihr angenehm gewesen. Wenig nur sprach Steilenberg, und selbst seine kargen Aeußerungen waren menschenfeindlicher und mißtrauischer Art; auch machte den Mann ein höhnisches Lächeln, welches stets seinen Munde umschwebte, der Dame unausstehlich.

Nicht hatte der Sonderling bis jetzt die Rendezvous unsers sinnigen Pärchens gestört, doch plötzlich wendete sich das Blatt. Steilenberg schien sich nicht länger in seiner düstern Einsamkeit zu gefallen, und trieb er sich auch nicht außer dem Haus umher, so weilte er nun, ein beschwerlicher Gast, beinahe unaufhörlich in den Zimmern der Gräfin. Seine Gegenwart störte die bisherigen spirituellen Unterhaltungen des Uhlanenrittmeisters und der Gräfin in der That auf eine höchst widrige Weise. Beiden war es unmöglich in Gegenwart des Barons, die

bisherige unbefangene Traulichkeit beizubehalten, sprach der Misanthrop auch nicht eine Sylbe, so störten sein durchdringender Blick und sein stetes höhnisches Lächeln Emilien und den Offizier ungemein.

Alles war verstimmt; unverkennbar war der üble Humor der jungen, sonst immer heitern Gräfin; Strahlhof aber konnte nicht ohne die größte Mühe seinen Unmuth bergen, und oft bedurfte es von Seiten Emiliens bittende Blicke, um widrigen Ausbrüchen des Zorns des ungeduldigen Offiziers vorzubeugen. Nichts konnte helfen — Der Unausstehliche wich nicht aus der Stelle, und fühlbar durfte ihm nicht einmal gemacht werden, wie unangenehm seine unerbetene Gesellschaft war, denn man hatte bedeutsame Rücksichten zu nehmen. — Steilenberg galt mit Recht, wie schon erwähnt des Grafen innigster unzertrennlicher Busenfreund.

Gerade unüberwindlich scheinende Hindernisse befördern das ungemeine Wachsthum keimender zärtlicher Liebe — so war es der Fall auch hier. Wandte der Unausstehliche, wenn auch auf Minuten nur, einmal unserm Pärchen den Rücken, dann suchte man des langersehnten, seltenen Augenblickes mit Wucher zu genießen und schnell gestaltete sich auf diese Art zwischen Emilien und dem jungen Uhlanen eine Vertraulichkeit, welche unter den ehemaligen Verhältnissen lange noch nicht zu Stande gekommen wäre. Bald nannten sich die Dame und der Offizier unter vier Augen schon Karl und Emilie. Wo blieben die festen Grundsätze der sonst so sittigen und tugendhaften jungen Dame? — Dieses frage ich Dich menschenkundiger sinniger Leser!

Doch gar selten naheten den unglücklichen Glücklichen solche Augenblicke; der Unausstehliche schien fest gebannt in der Grä-

fin Stube; als eine scheidende Wand stellte er sich zwischen die Liebenden; jedes gemüthliche Wort verscheuchte seine Gegenwart.

O! welche schöne Stunden hätte man genießen können, wäre nicht der Unausstehliche gewesen; denn Emiliens Gemahl, den Grafen Schimmernbach, riefen wichtige diplomatische Geschäfte stets zu Visiten und politischen Unterredungen.

Endlich wurde des Erbprinzen Vermählung mit ungemeinem Pompe vollzogen; die Familie Schimmernbach, so wie Strahlhof, wohnten bei dieser Gelegenheit allen glänzenden Hoffesten bei; allein auch der Unausstehliche schien seine Menschenscheu vor der Hand glücklich besiegt zu haben; er hatte sich ebenfalls bei Hofe präsentiren lassen und umschwebte die Gattin des Freundes als ihr zweiter Schatten. Mitten im Wirbel aller Herrlichkeiten blieb die reizende

Emilie verstimmt, und der leidenschaftliche junge Offizier hätte den beschwerlichen Gast mit Zähnen zerreißen mögen, allein Klugheit gebot — sich mäßigen zu lernen.

Schon trafen die vornehmen Fremden Anstalten zur Abreise; ein großer glänzender Maskenball sollte die Hoffeste schließen und dieser *interessanten* Fete wollte Niemand gerne entbehren.

Der Oberst-Ceremonienmeister hatte bekannt gemacht: Se. fürstl. Durchlaucht wünschten auf dem Balle vorzüglich Karaktermasken zu sehen. Der allerhöchste Wunsch galt Jedermann Befehl und noch einmal suchte an Geschmack und Glanz der fremde mit dem innländischen vornehmen Adel zu rivalisiren. Der sonst finstere und verschloßene Graf Schimmernbach interesirte sich ganz ungewöhnlich für die Maskerade. Er lud den Uhlanenrittmeister und seinen Freund, den Unausstehlichen ein, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, und

nach des Grafen eigener Anordnung sollten — sonderbar genug! — Emilie selbst als Venus, Strahlhof aber als hehrer Mavors erscheinen; für sich selbst wählte der Graf das Kostüm Vulkaus und als vermumter Cyclope sollte ihn Steilenberg begleiten.

Der Abend des wichtigen Tages erschien. Strahlhof in seiner alterthümlichen Heldenrüstung — sie kleidete den schönen Jüngling ungemein vortheilhaft — fuhr beim Graf Schimmernbach vor, die Familie abgeredetermaßen zum Maskenball abzuholen; allein den Grafen hatte plötzlich eine heftige Kolik befallen, nicht einmal das Bett konnte er verlassen; doch er bestand darauf, das Vergnügen der Seinen — nicht sollte es durch den Anfall gestört werden. Man mußte endlich dem Willen des Erkrankten weichen.

Der Uhlanenrittmeister, die Gräfin und

der Unausstehliche setzten sich zusammen in den Wagen und fuhren nach Hofe. Schon fand man eine glänzende Versammlung vor. Venus und Mavors, das hehre schöne Paar, erregten allgemeine Aufmerksamkeit; der häßliche Cyklope wurde übersehen. Minder unausstehlich, als gewöhnlich, zeigte sich heute der Baron Steilenberg. Bald war er im Gewühl der Menge verschwunden; neu angekommene interessante Masken zogen die Bewunderung der Anwesenden auf sich, und Carl und Emilie nahmen Platz in einem entfernten Winkel des Saales — sich angenehm zu unterhalten. Gar interessant, wenn auch wehmüthig schon, gestaltete sich der heimlich Liebenden Conversation. Der nahen Abreise mit dem Gemahl in die ferne Heimath gedachte die Gräfin; der Gedanke an eine Trennung von Emilien allein war für den Jüngling Höllenpein. Kühn und unverholen äußerte er dieses nun; auch der

Gräfin Gemüth wurde weich, und zärtlicher und traulicher bildete sich der Ton.

Lange schon war Mitternacht vorüber; die Gräfin wollte durchaus länger nicht auf dem Balle weilen und verlangte dringend, den Saal zu verlassen, um nach Hause zu fahren. Strahlhof sah sich allenthalben nach dem Cyklopen um, er hatte sich während der ganzen Zeit nicht blicken lassen, und war auch jetzt nicht aufzufinden. Die Gräfin that ängstlich, doch der Offizier sprach: „Meine theure Emilie! was geht uns denn der stets beschwerliche, der unausstehlichste aller Gäste an? — war der fatale Cyklope unartig genug, sich nicht um uns zu bekümmern, mag er sehen, wie er nach Hause gelangt. Lassen Sie uns nur allein fahren.“

Die Dame nahm Anstand, den Vorschlag anzunehmen, allein mit sanfter Gewalt führte sie der Uhlane aus dem Saale.

Man bestieg den Wagen. Dem eisigten Frost zu wehren, hatte sich die zarte Emilie in einen blauseidenen Pelz gehüllt, er schloß traulich sich den holden Formen an; das junge Weib erschien dem Offiziere in rührender Schöne; beider Seelen waren aufgeregt; Karl wagte es, den kräftigen Arm um Emiliens schlanke Taille zu schlingen, fühlbar pochte das Herzlein in der Grazie Schwanenbusen an des Jünglings wild fliegender Brust, er zog die Liebliche näher an sich — der Schwachen fehlte in diesem Momente die Kraft energischen Widerstandes — ; beider heißglühende Lippen fanden sich zu fester seliger Vereinigung; die Sinne schwanden den Glücklichen — da hielt plötzlich der Wagen still.

Man war vor dem Hotel des Grafen angekommen. Sich ermannend sprang der Offizier aus der Chaise; in holder Verwirrung, halb ohnmächtig, sank Emilie in des Rittmeisters Arme, und mehr von ihm

getragen, als gehend, gelangte sie in ihre Zimmer.

Der Kammerdiener zündete die Lichter an, und verließ die Stube. Emilie sank auf den Divan, still weinte sie vor sich hin, dem Verführer den schlanken, schmalen Rücken zeigend. Carl erfaßte sanft der Lieblichen zarte kleine Hand, honigsüße Worte und Bitten spendend.

Glühende Küsse erfolgten, dem wilden Jüngling dämmerte dunkel die Ueberzeugung, sothaner Moment werde nie wiederkehren, ein wildes Feuer trieb ihn die günstige Gelegenheit zu nutzen; unverkennbar fieng des schönen Weibes Schwachheit an in bewußtloses Entzücken überzugehen, der Offizier wurde kühner und immer kühner, schon wagte er — da rauschte es plötzlich an der Thüre, und der Unausstehliche stand dicht vor dem bestürzten Paare.

Dem Cyklopen schien die Verwirrung der Beiden gänzlich zu entgehen, gar höflich

und angelegentlich entschuldigte er nur sein Verschwinden auf dem Balle, indem er behauptete, ihn habe eine plötzliche Uebelkeit genöthigt, sich zu entfernen, und als er endlich, einigermaßen wieder genesen, in den Saal zurückgekehrt sey, habe er die gnädige Gräfin dort leider nicht mehr gefunden.

Mühsam hatten sich indeß Emilie und der Rittmeister erholt. Kaum vermochte der Uhlane seine Wuth zu bergen, wüthende Blicke schoß sein flammendes Auge auf den Unausstehlichen, dann empfahl er sich schnell. Wild knirschte der Offizier, auf dem Wege nach seiner Wohnung die Zähne und fluchend erreichte er sein Schlafkabinet.

In unruhigem Schlummer, aber in wonniglichen Phantasien, verfloß Strahlhofen der kurze Rest der Nacht. Des andern Tages gegen Mittag kleidete er sich, zierlich und geschmackvoll, um der feinen Sitte gemäß, bei seiner Herzensdame Anfrage zu halten, wie

ihr der Ball bekommen. Mit reizenden Farben malte sich der Jüngling die holde Verwirrung aus, mit welcher die junge Grazie ihm entgegen treten würde. Jetzt war er im Hotel, in welchem Schimmernbach wohnte, angekommen. Alle Fensterladen waren verschlossen, der Thürsteher in seiner glänzenden Livree war verschwunden; kein dienstfertiges Kammermädchen, kein leichtfüßiger Lakei ließ sich blicken. Der Rittmeister wunderte sich höchlich über die ungewöhnlichen Erscheinungen alle; er pochte an der Thüre zu wiederholten Malen. Niemand öffnete; der Offizier wurde ungeduldig und hämmerte ungestüm. Jetzt trippelte ein altes Mütterchen, welches seit langen Zeiten die Flur des Hauses bewohnte, einher. „Wo ist der Graf, wo ist die Gräfin?“ schrie Strahlhof der Alten entgegen. — „Die gnädigen Herrschaften sind vor mehrern Stunden schon sammt der ganzen Dienerschaft wieder nach der Heimat

abgereißt" — lautete die Antwort. Der Uhlane erblaßte; er stand bewegungslos, wie vom Blitz gerührt, dann stürzte er, einem Wahnsinnigen gleich, aus dem Hotel.

Nur wem plötzlich einst die heiß Geliebte auf ewig entrückt worden ist, der allein wird es vermögen, sich von den heftigen schmerzhaften Gefühlen, welche jetzt die Brust unserers Jünglings zerrissen, einen Begriff zu machen. Vor der Hand außer Stand, einen zusammenhängenden Gedanken fest zu halten, rannte der Rittmeister hinaus vor die Thore der Stadt in einen großen öffentlichen Park; im Sommer der Lieblings-Spaziergang der Großstädter, jetzt aber ein Schauplatz der einsamen Schauer des eisigten Winters.

Im tiefen Schnee wadete der Offizier durch die finstern Gänge des Parkes; gefühllos blieb er gegen die Kälte, kaum wußte er wo er sich befand. In einem der finstern

Winkel des Parkes trat dem verzweiflungsvollen Uhlanen ein einsamer Spatziergänger entgegen. Strahlhof schlug die Augen auf, und — wer schildert sein Erstaunen? — der Unausstehliche stand vor ihm.

Eine lange Pause erfolgte, während welcher der Rittmeister sich sammelte, dann rief er aus: Wie Herr Baron! Sie noch hier und Schimmernbachs sind plötzlich abgereißt? —

So ist es, mein Herr! — erwiederte der Unausstehliche kalt — der Graf — fuhr er redend fort — hat diese Nacht aus der Heimath eine Estafette erhalten, welche seine schnelle Abreise motivirte. Ich bleibe noch einige Tage, um meines Freundes Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, dann folge ich ihm.

Der Baron schwieg, dem Offizier wollte es schlecht gelingen, seine Verwirrung zu verbergen; — jetzt blickte der Rittmeister dem

Unausstehlichen zufällig in's Gesicht, dessen Mund gerade jenes sonderbare höhnische Lächeln umschwebte, welches den Mann charakterisirte.

Wie aus einem tiefen Traume erwachte Strahlhof. Sein Auge sprühte Flammen, eine hohe Röthe überflog sein Antlitz, und seiner wilden lange verhaltenen Wuth nicht mehr mächtig, ergriff er den Unausstehlichen heftig beim Arme, indem er laut schrie: „He! Sie wagen es, mich zu höhnen? Bei Gott! nicht ungestraft sollen Sie es, wissen Sie denn, Baron. Sie sind, Sie waren stets mir — beschwerlich und im höchsten Grad unausstehlich. Sie sind der Tödter meines Glückes; doch nicht von hinnen sollen Sie gehen, bis Sie mir Genugthuung gegeben."

Steilenberg zog seine goldne Tabatiere aus der Tasche und gleichmüthig eine Priese nehmend sprach er: Mein Herr Ritt=

meister! ich bin Ihnen — unausstehlich, ich glaube das. Genugthuung soll ich Ihnen geben — wofür denn? Doch es sey! Ich schlage mich mit Ihnen, wenn es beliebt, auf Tod und Leben; doch eine Bitte habe ich zuvor; geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie diese Bitte jetzt erfüllen wollen; dann — stehe ich zu Befehl."

„Hm" — erwiderte der Offizier etwas verblüfft — „beeinträchtigt Ihre Bitte nicht meine Ehre, so — empfangen Sie darauf mein Wort hiermit — erfülle ich sie."

Wohlan — hub der Baron wieder an — ich habe in jenem, dort im Gebüsche versteck=tem Gasthofe ein Mittagbrod bestellt. Er=zeigen Sie mir, Herr Rittmeister! die Eh=re, mein Gast zu seyn, und versprechen Sie mir, während des Essens eine kleine Ge=schichte ruhig und aufmerksam anzuhören, welche ich Ihnen erzählen werde.

Strahlhof trat einen Schritt zurück,

dann rief er, wild lachend aus: „Fürwahr, ich bin jetzt auch gestimmt zu tafeln und Geschichten zu hören — Doch — fügte er, nachdem er sich besonnen, bei: Sie haben mein Wort, kommen Sie.“

Die Herren gingen schweigend nach dem bezeichneten in der Nähe gelegenen Gasthof. Eine bereits geheitzte, von Steilenberg bestellte Stube wurde aufgeschlossen, man nahm Platz und die Speisen wurden aufgetragen. Keinem der beiden Herren schienen die Gerichte munden zu wollen, der Baron schob auch bald den Teller zurück und ließ sich also vernehmen: „Herr Rittmeister! ich kannte einst einen Jüngling — er nannte sich Valer — welchen Fortuna selbst zu ihrem Günstling erlesen zu haben schien. Valer stand in der Blüthe der Kraft und männlicher Schöne, mit Ehre hatte er sich bedeckt; Schäze standen ihm zu Gebot; er hieß der Liebling des schönen Geschlechtes.

Sich zu vergnügen, reiste der Glückliche in die Hauptstadt seines Vaterlandes; dort machte er die Bekanntschaft eines Grafen von Brausensee; der Graf fand Behagen an dem geistreichen, schönen Manne, und führte ihn in seine Familie ein. Der Graf von Brausensee war ein schon betagter — aber ein Ehren-Mann.

Eine schöne junge Gattin und zwei hoffnungsvolle Knaben waren die Freude seines Lebens. Gräfin Amalie von Brausensee galt für ein hehres Muster weiblicher Tugend und das Zutrauen, welches der brave Gatte ihr schenkte, war grenzenlos, allein wohl hat Shakesspeares Hamlet Recht, ja beim Himmel es ist wahr: „Schwachheit, dein Name heißt Weib!" — Dem schönen jungen Valer gelang es die felsenfeste Treue und Tugend der reizenden Gräfin zu erschüttern und — zu vernichten. Der arglose gutmüthige Graf — zu spät

wurde er seine und der sonst so heiß geliebten Gattin Schande gewahr — er wüthete und forderte die Schlange, die er im Busen ernährt, den nichtswürdigen Valer, der so schändlich die Gastfreundschaft mißbraucht hatte, auf Klingen; der zitternde Alte sank blutig und todt in den Staub, durchbohrt durch den Degen, welchen der kräftige Arm seines jugendlichen Gegners kunstgerecht führte. Nun, aber auch zu spät, erfaßte schreckliche Reue die junge reizende Gräfin; ein furchtbarer Wahnsinn umwölkte die Sinne der Schuldbewußten, sie endete, eine andere Ophelia, in den Fluthen eines reißenden Stromes. Die unmündigen Knaben, Brauensees hinterlassene Kinder, erhielten einen gewissenlosen Vormund. Der Elende vergeudete das große Vermögen der Mündel, und was schlimmer noch! eine erbärmliche Erziehung wurde den Armen zu Theil.

Sie wuchsen heran zu verächtlichen Wüstlingen und unbändige Ausschweifungen endeten beider Leben früh. — Das alte edle Geschlecht der Reichsgrafen von Brausensee — es ist gewesen!"

Der Baron schwieg. Ein kalter Schauer erfaßte den Uhlanenoffizier; tief erschüttert starrte er vor sich hin.

Jetzt erhob sich Steilenberg. Eine rührende Wehmuth ruhte auf dem bleichen Gesichte, der höhnische Zug um seinen Mund war verschwunden. Er legte sanft die rechte Hand auf Strahlhofs Schulter und ungemein bewegt, im Tone des liebenden Vaters zum Sohne, nahm er folgendermaßen wieder das Wort: —

„Jüngling, ich glaube mich nicht in Dir geirrt zu haben. Nicht verdorben ist dein Herz, nicht schwarz deine Seele; nur jugendlicher Leichtsinn, der verderbliche Einfluß der sittenlosen Zeit und der sogenannten vor-

nehmen Erziehung leiteten Dich auf falsche Pfade. So wisse denn — beklage, verabscheue mich — jener elende Vater bin ich selbst.

Ein anderer Kain irre ich durch die Welt — Jahre sind seit jener Schauerscene verflossen, aber grause blutige Schuld hebt auch nicht die aufrichtigste Reue hienieden.

Graf Schimmernbach ist mein Freund im höchsten Sinne des Wortes. Gerne gebe ich es zu, er paßt nicht ganz für Emilien, er, der finstere, ernste, schon bejahrte Mann — zu dem lebhaften jungen Wesen; allein freiwillig bot ihm Emilie als Gattin die Hand, er behandelte sie mit Zartheit und Würde; beide schienen glücklich. Ein hämischer Dämon führte uns in die Residenz und schien die Ruhe meines Freundes hier zerstören zu wollen.

Wie ich einst in Brausensees, gelangtest du in Schimmernbachs Haus.

Mein ehemaliges unseliges Verhältniß — es wäre das Deine beinahe geworden. Aber glücklicher Weise öffneten sich meinem Freunde noch zur rechten Zeit die Augen, der Graf braußte auf, auch er beschloß, im Zweikampfe Dich zu bestrafen. Da trat ich — ein gräuliches Ende der Katastrophe fürchtend — als Vermittler auf. Mit meinem Leben verbürgte ich mich seine und der Gattin Ehre zu wahren. Nun störte Eure Rendezvous — der beschwerlich Gast. Ich wurde Dir, ich wurde Emilien bis in den Tod verhaßt; denn ein wachsamer Cherubim vertrat ich Euch mit dem Flammen-Schwerte die Pforte zur Schuld. Genau beobachtete ich Euch beide; gestern auf dem Balle belauschte ich, nachdem ich meine Maske gewechselt hatte, Euer Gespräch; ich kenne die Menschen, nicht zu sehr darf man ihre Schwächen versuchen, ich gelangte zu der festen Ueberzeugung, nun sey es höch-

ste Zeit, Euch zu trennen, darum störte ich Euch zur rechten Zeit in der Gräfin Gemach und meinem Freunde dem Grafen sagte ich diese Nacht: „noch ist deine Ehre ungefährdet, aber nun reise auf der Stelle, reise um jeden Preis.“ Gott sey gelobt! Der Freund hat mir vertraut und schleunige Folge geleistet.“ Hier schwieg Steilenberg; er beobachtete wieder den Kampf in des vor ihm sitzenden Offiziers Brust; nach einer Pause fieng er, feierlicher denn zuvor, neuerdings zu reden an.

„Alles habe ich Dir junger Freund! nun offenbart. Wäre es möglich, hätte ich mich dennoch geirrt in Dir? — wohlan, so bestimme Zeit und Ort, — ich werde mich stellen. Vernichte mein Daseyn, es ist mir ohnehin eine schwere Last. Schreite hinweg über meine blutige Leiche, fliege mit Kourierpferden dem Grafen nach, ermorde ihn — vernichte die Unschuld und das Glück seiner

Gattin. — Doch nein — vergieb! ich sehe es Dir an, solche Verruchtheit wohnt Dir nicht bei. Fasse Muth, ermanne Dich — Du wirst siegen und einst das Andenken eines Unausstehlichen segnen, der Dich vom Rande eines schrecklichen Abgrundes riß, in den er selbst einst gestürzt war. Dein letztes Lebewohl bringe ich Emilien, auch sie hoffe ich zu heilen, auch sie möge zunächst des unseligen Valers Geschichte vernehmen."

Nicht länger konnte sich der Uhlane halten, rasch sprang er auf und weinend stürzte er in des Unausstehlichen Arme. „Habe Dank, rief er aus, Du giebst mich der Tugend; aus einem Saulus bist Du ein Paulus geworden. Männlich will auch ich kämpfen und siegen; möge auch dir Unglücklicher! der Himmel vergeben und des Allerhöchsten unendliche Barmherzigkeit Balsam in Deine Wunden träufeln." Das gebe Gott! —

sprach der Baron mit einem frommen Blick zum Himmel. — Strahlhof stürzte in's Freie.

Der Aufenthalt in der Residenz war unserm Rittmeister nun verhaßt geworden, alle Gegenstände erinnerten ihn an Emilien hier. — Dem sinnigen, wissenschaftlich gebildeten jungen Manne waren des römischen Sängers, Ovids, Gegenmittel der Liebe nicht fremd geblieben; er beschloß ihre Bewährtheit zu erproben.

Schnell befahl er dem Kammerdiener zu packen, und nach seinen Gütern eilte Strahlhof hin; im Schooße der Natur wollte er seine Seelenruhe wieder suchen. Auf dem Lande führte der Uhlane, jenem entlassenen Feldherrn der alten Roma gleich, den Pflug; jetzt stand er mit der Angel am Teiche; jetzt verfolgte er im dichten Föhrenwalde den schäumenden Eber. Nicht sogleich wollten die gerühmten Mittel helfen, denn Emiliens Bild haftete zu tief in des Jünglings

Seele, und nicht hatte schnöder Genuß in ihren Armen das Andenken der Grazie — geschwächt; allein Thuiskons hehrster Dichter, Schiller, sang einst: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein!“ — und weil Strahlhof seinem Willen treu war, besiegte er glücklich die Leidenschaft und sein Seelenfrieden kehrte wieder.

In der Folge lernte Strahlhof ein Fräulein Elektrine von Lenzen, die Tochter eines seiner Gränznachbarn, kennen. Das Fräulein, schön an Seele und Körper, konnte für ein Ideal zarter Weiblichkeit gelten. Schöne Gefühle zogen den Uhlanen zu dem Fräulein hin, die Gefühle des edlen Jünglings wurden erkannt und erwiedert. Strahlhof quittirte seine Dienste im Militär; Fräulein Elektrine wurde seine Gattin — und er ist bereits ein glücklicher Vater nun.

Der Herr von Strahlhof ist ein allgemein

geachteter deutscher Biedermann, voll Patriotismus und Energie auch ein jovialer Gesellschafter daneben. Er ist die Seele bei den Zusammenkünften des benachbarten gastfreundlichen Adels; spricht aber einmal Jemand: dieser oder jener Mensch ist mir unausstehlich — dann verfinstert sich Strahlhofs sonst immer heiter blinkendes Auge, und ungewöhnlich ernst pflegt er auch wohl zu sagen: „Meine Freunde! wir wollen es uns nicht verhehlen, es ist wahr: es gibt im menschlichen Leben eine sogenannte, einer Eingebung ähnliche Antipathie; ein unerklärliches Gefühl des Widerwillens gegen die eine oder andere Person, welches sich im ersten Augenblicke der Bekanntschaft unwillkührlich in uns erzeugt; allein öfters, ja leider gar oft, bildet unser Egoismus die Basis jenes Gefühles, welchem wir uns überlassen, und der Unausstehliche ist nicht selten ein treuer Freund, der kühn

unsern tadelswerthesten Leidenschaften entgegentritt; darum prüfe sich jeder selbst genau, bevor er jener täuschenden Stimme Gehör verstattet, bevor er den Stab dem Bruder bricht."

II.

Die Prüfungen des Kadeten.

Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn.

Schillers verschleiertes Bild zu Sais.

1.

Ausgetrocknet wie eine aegyptische Mumie, von Kopf bis zu den Beinen in Wachstaffet gehüllt, saß der alte Herr von Tulpenhorst eines Sonntags Morgens im kleinsten traulichsten Stübchen seines Landschlosses am wärmenden Kaminfeuer, und sah durchs Fenster dem Spiel der Schneeflocken zu, welche der brausende Sturm gar posirlich unter einander trieb; Herr von Tulpenhorst dachte über die Eitelkeit aller Dinge nach, und hatte dazu wohl große Ursache. In der Fülle der jugendlichen Kraft und Gesundheit, gewandt, reich und von einnehmender Gestalt war er einst eine Blume der Ritterschaft des Landes gewesen, spä-

terhin machte eine herrliche brave Gattin das Glück seines Lebens — allein die Gattin starb, der böse Krieg verschlang den Wohlstand, das Alter stellte sich bei Herrn von Tulpenhorst ein, mit ihm das böse Zipperlein und dem guten Ritter blieb im Winter seines Lebens nichts mehr übrig, als ein Gütchen mit einem alten Schlosse, von dem auch eigentlich nicht mehr ein Ziegel auf dem Dache sein gehörte, und ein neunzehnjähriger Sohn, der als Kadet in K******berg, einer in der Nähe gelegenen großen Stadt, bei dem Dragonerregimente angestellt war, welches dort garnisonirte. An dem Kadeten erlebte übrigens der alte Herr von Tulpenhorst auch vor der Hand nicht viele Freude, denn wenn sein Fritzchen schon ein gar hübscher stattlicher Junge von sehr glücklichen natürlichen Anlagen war — so zernichteten andererseits wieder seine Wildheit, seine zu

rege Lebenslust und seine Scheu vor ernsthaften Arbeiten, alles Gute, was sein Genie hätte erschaffen können; Fritzchen häufte Schulden auf Schulden, machte einen tollen Streich nach dem andern und die häufigen Klagen, welche von dem Obersten aus K******berg einliefen, kosteten dem armen kranken Herrn von Tulpenhorst manchen Seufzer.

Pferdegetrappe, Hundegebell und ein paar derbe Flüche unterbrachen jetzt plötzlich die melancholischen Betrachtungen, in die der alte Herr versunken war. Unwillig zog er an der Klingel, ein Bedienter erschien. „Christian! — fragte der Gutsherr mit gerunzelter Stirne, — sag mir einmal, was ist dieses auf dem Hofe für ein Mordspectacle, ist der wilde Jäger oder der Teufel selbst ledig?" — Keiner von beiden Ew. Gnaden aufzuwarten, antwortete der Bediente, sondern der gnädige Herr Kadet sind aus K******berg eingetroffen." Mein Sohn hier? rief der

alte Herr plötzlich erheitert, führe ihn zu mir — schnell spute dich!" — Der Bediente gieng und nach einigen Minuten trat der Kadet ein, ganz durchnäßt von Regen und Schnee. „Gut, Fritzchen! daß du kömmst," hieß Vaters Willkomm', „ich wünsche dich lange bei mir zu sehen, setze dich her an das wärmende Kaminfeuer, wir wollen einmal vernünftig zusammen sprechen." — Recht gut, lieber Vater! entgegnete Fritz, bevor Du aber mit der Vernunft anfängst, laß mir eine Bouteille alten Wein und etwas zum Imbiß vorsetzen, mir ist eine Restauration höchst nöthig, denn ich bin in Sturm und Regen die vier Meilen in einem Futter zu Dir herausgeritten. —

Fritzchen erhielt das Verlangte, und ließ sich's wohl schmecken, während ihn Väterchen wohlgefällig betrachtete, denn Fritzchen war doch sein Liebling und die einzige Freude noch auf der Welt, wenn er

gleich unnütze Streiche mehr denn genug angab. Der Kadet war nothdürftig gesättiget, stopfte sich eine Pfeife, rückte näher zum Kamin, und sprach, sich in eine bequeme Lage werfend: „Nun Väterchen! sprich Vernunft — ich höre.“ Du weißt mein Sohn! — nahm Herr von Tulpenhorst das Wort — ich bin arm; aber bisher gelang es mir noch, der Welt eine Maske vorzuhalten und klug meine Dürftigkeit, zu verstecken; allein lange dürfte dieses bei deiner Verschwendung nicht mehr gehen; ich meine es gut mit Dir und habe mir nun ein Plänchen ausgedacht, Dich zu Vermögen und Ehren zu bringen. Du wünschtest lange schon sehnlich in die Residenzstadt zu reisen, um Dein Offizier-Examen zu machen, ich wiederstrebte bisher aus guter Absicht, denn ich fürchtete, Dir möchten die nöthigen Eigenschaften fehlen, die Prüfung zu bestehen, doch Deine Zuversicht zerstreut allmählig meine Zweifel,

Du bist ja kein Kind mehr — und wirst doch nicht leichtsinnig genug seyn, Dich einem Examen zu unterziehen, welches mit Ehren zu bestehen, Du nicht erwarten kannst?“ — Dem Kadeten lachte das Herz im Leibe, als er von der Reise in die Hauptstadt hörte; er versicherte, was das Examen beträfe, da möchte Väterchen ganz ruhig seyn, es werde gewiß Alles recht gut gehen. „Wohl,“ — fuhr Herr von Tulpenhorst in seiner Rede fort — ich will Dir glauben, und Du sollst reisen. Allein Du weißt wohl, ein Offizier ohne Vermögen spielt eine gar traurige Rolle, darum soll deine Reise in die Residenz eine Klatsche werden, zwei Fliegen zugleich zu schlagen. Nicht die Lieutenant-Charge allein — sondern, wenn das Glück gut, und Du klug bist — auch eine junge schöne Gattin und hundert tausend Thaler sollst du aus der Hauptstadt zurückbringen.“ — Dem Kadeten erlöschte hier die Pfeife, er rückte näher, und seine großen schwarzen Augen

hiengen erwartungsvoll an Väterchens Munde. Endlich ließ sich Herr von Tulpenhorst also wieder vernehmen. „Vor fünfzehn Jahren, als ich noch regelmäßig jeden Winter in der Hauptstadt zubrachte, lebte mir daselbst in der Person des Generals von Greifenhain, der beste und vertrauteste Freund meiner Jugend. Du warst dazumal erst ungefähr vier Jahre alt, allein deine Lebhaftigkeit und kindliche Gutmüthigkeit machten Dich zum Liebling meines Freundes; er besuchte mich nie, ohne Dir Bonbons mitgebracht zu haben, und wurde nicht müde, Dich stundenlang auf den Knien zu schaukeln. Auch Greifenhain war verheurathet, und ein einzeiges Kind blieb die Frucht seiner Ehe. Die kleine Emilie, ebenfalls ein allerliebstes Kind, war zu jener Zeit ungefähr zwei Jahre alt und wenn ihr zwei Kinder gar friedlich und munter miteinander spieltet, pflegte Grei-

fenhain immer lächelnd zu mir zu sagen: Bruder, aus diesen beiden muß einmal ein Pärchen werden. — Im schönsten männlichen Alter wurde mein Freund plötzlich von einer schweren Krankheit befallen; er kränkelte einige Wochen und starb in meinen Armen. In seinem Testamente fand sich ein sonderbarer Artikel, er lautete: „Will meine Emilie einst, als fromme Tochter, mein Andenken ehren, so heurathe sie, zur sittigen Jungfrau herangereift, keinen andern Jüngling, als den Sohn meines Freundes Tulpenhorst, wenn sich Fritz anders eines solchen Preises würdig zeigt."

Ihr beide waret dazumal noch zarte Kindelein und der Artikel wurde daher nicht viel beachtet. Uebrigens hinterließ Greifenhain ein bedeutendes Vermögen, und auf mein Anfragen meldete mir neulich ein Freund aus der Hauptstadt, daß Fräulein Emilie

eine Zierde des schönen Geschlechtes der Residenz sey. Sie wurde von ihrer Tante, der alten Baronin von Westenberg, erzogen, und dem seltenen Verstande dieser klugen Dame hat das Fräulein nicht nur die feinste Geistes- und Weltbildung, sondern auch die Vermehrung ihres ohnehin sehr beträchtlichen Vermögens zu verdanken.“

„Sothane Nachrichten,“ — fuhr der alte Herr von Tulpenhorst nach einer Pause fort,“ — bestärkten mich in dem schon früher gefaßten Entschlusse, an das Fräulein und ihre alte Tante zu schreiben und den schon erwähnten, Dich mein Sohn! betreffenden Artikel, im Testamente des verstorbenen Generals in Anregung zu bringen. Kurze Zeit darauf erhielt ich von der Baronin von Westenberg dieses Schreiben, dessen Inhalt ich Dir sogleich mitheilen werde.“

Der Herr von Tulpenhorst zog bei diesen Worten einen Brief hervor, entfal-

tete ihn und las seinem Fritz, welcher sehr gespannt horchte, folgendes vor:

„Ew. Hochwohlgeboren

beehre mich auf Dero schätzbares Schreiben zu erwiedern, daß meine Nichte, das Fräulein Emilie von Greifenhain, ein zu frommes Kind ist, als daß ihr der letzte Wille ihres verstorbenen guten Vaters nicht heilig seyn sollte. Emilie zählt gerade jetzt neunzehn Jahre, steht in der ersten Blüthe weiblicher Schöne — und ohne mich partheiischen Sinnes schuldig zu machen, darf ich kühn behaupten: sie verbindet mit Verstand Zartheit und lautere Tugend im jungen Herzen. — Noch ist des Fräuleins Herz frei — und einer Verbindung ihres Herrn Sohnes mit Emilien stände demnach nichts im Wege; allein Ew. Hochwohlgeboren muß ich erinnern, daß nebenbei im Testamente von Emiliens Vater buchstäblich die Worte zu lesen sind: Emilie heurathe keinen andern Jüng-

ling als den Sohn meines Freundes Tulpenhorst, wenn sich Fritz anders eines solchen Preises würdig zeigt. Ob nun der Herr Sohn diese Bedingung wirklich erfülle, oder nicht, dieses zu erforschen kommt uns, und namentlich mir, Emiliens zweiter Mutter, billigerweise zu, und ich sehne mich daher, wenn Ew. Hochwohlgeboren anders den in Frage stehenden Artikel im Testamente ihres Freundes, des Generals Greifenheim, in Anspruch zu nehmen gedenken, veranlaßt, Hochdieselben zu bitten: den jungen Herrn, je eher, je lieber, zu uns in die Residenz zu schicken, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden — selbst zusehen und zu prüfen. Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren übrigens die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung u. s. w."

„Nun, Fritz! wie ist es? — fragte Herr von Tulpenhorst, indem er den Brief zusammenschlug, — hast du Lust und Muth

genug, Dein Glück bei dem Fräulein zu versuchen?" —

Wie kannst Du nur so fragen, Väterchen! — erwiderte Fritz herzhaft und mit funkelnden Augen — Hundert tausend Thaler und ein geistreiches Fräulein dazu — ein Narr wäre, wer da nicht munter zugriffe.

Recht gut und schön — sprach der besorgte Vater, — wenn sie Dich nur nimmt. Fritz lächelte und meynte, das müsse seine Sorge seyn, ihm wäre nicht bange, es würde sich schon Alles machen. Der junge Herr hätte müssen nicht im neunzehnten Jahrhunderte geboren seyn, wenn ihm kühnes, eitles Selbstvertrauen hätte sollen fremd geblieben seyn.

Man besprach das Nähere in Betreff der Reise des Kadets in die Hauptstadt, und wohlgemuthet ritt Fritz gegen Abend zurück in seine Garnison.

2.

Nach acht Tagen schon trappte Fritz auf seinem brausenden Engländer aus der Garnison; ihm folgte in angemessener Ferne Matz, der treue Reitknecht, auf dem dürren Klepper.

Es war ein heller, kalter Wintermorgen an welchen der junge Held die verhängnißvolle Reise antrat, und wenn des schönen Jünglings hehre Gestalt gleich mit nichts weniger, als mit dem magern ausgehungerten Don Quixote des Cervantes zu vergleichen gewesen wäre, und wenn ferner von Fritz nicht zu befürchten gewesen, daß er Windmühlen für Riesen ansehen würde, so hatte dennoch unser Kadet mit dem spanischen Abentheurer die Unkunde der Menschen und Welt eine glühende Phantasie und einen chimärenhaften Sinn gemein, so wie anderwärts des ehrlichen Matzen Dummheit jener des thörichten Sancho Pansa

gleich zu stellen war, wenn Matz schon auf einem dürren Rosse und keineswegs auf einem Esel ritt.

Den letzten Credit hatte der alte Herr von Tulpenhorst aufgeboten, das geliebte Söhnchen durch eine volle Geldbörse in den Stand zu setzen, in der Hauptstadt glänzend auftreten und durch einen standesgemäßen Aufwand Fräulein Emilie und der alten Tante wo möglich imponiren zu können.

Des Jünglings Einbildungskraft schwärmte ohnaufhörlich in den Vorgefühlen der Freude, des Glückes und der interessanten Situationen, welche er in der Hauptstadt zu finden hoffte, und rasch eilte er vorwärts.

Am dritten Tage seiner Reise bemerkte Fritz einen eleganten Reisewagen, welcher in einer kleinen Entfernung vor ihm auf der Landstraße dahin rollte.

Die Erscheinung war unserm Helden ziem-

lich gleichgültig, denn seine Gedanken schweif=ten nur ewig in den Regionen der verhäng=nißvollen, so nahen Zukunft.

Als aber der Kadet bemerkte, wie jener Reisewagen plötzlich von der Chausse herab in den tiefen Graben derselben stürzte, fühlte er sich plötzlich aus seinen rosenrothen Phantasien aufgerüttelt, der Engländer erhielt beide Sporen zugleich, und rasch flog der junge Ritter hin nach der Stelle, wo das Unglück geschehen war, um hülfreiche Hand zu leisten.

Als er bei dem umgestürzten Wagen angekommen, sprang er rasch vom Pfer=de. Er sah wie drei Damen, eine alte und zwei junge, unter dem Wagen lagen, und ängstlich um Hülfe riefen. Schnell und behende zog er die Damen un=ter dem Wagen hervor. Schaden hatte, glücklicher Weise, Niemand genommen, allein die armen Weiber waren im Schrecken halb ausser sich, und nur unzusammenhängende

Worte sie im Stande hervorzubringen. Fritz leitete tröstend die verunglückten Damen nach einer Steinbank, welche sich gerade zufällig an dieser Stelle neben einem Meilenzeiger befand, und während die Damen beschäftigt waren sich vom Unrathe zu reinigen und ihren Anzug wieder einigermaßen zu ordnen, beschäftigte sich Fritz, mit Hülfe seines Reitknechtes und des Kutschers der Damen, den umgestürzten Wagen wieder in die Höhe zu bringen. Nicht ohne große Anstrengung und Zeitverlust glückte dieses endlich und nun erst wandte sich unser Held wieder zu den Damen, deren Aeußeres genauer zu prüfen ihm bis jetzt nicht vergönnt gewesen war. Er hielt die alte Matrone für die Mutter oder Tante der einen jungen Dame, und das dritte Frauenzimmer für ein Kammerkätzchen oder etwas dergleichen. Der erste Anblick der wirklich sehr reizenden jungen Dame machte auf unsern Fritz solch' gewaltigen Eindruck, daß er nicht sogleich

Worte finden konnte; doch wußte er sich schnell genug noch zu fassen, und zeigte hierauf sehr ehrerbietig der alten Dame an, daß der Wagen glücklicherweise nicht zerbrochen, und mithin nun der Fortsetzung ihrer Reise nichts weiter im Wege stünde.

Auch die Damen hatten inzwischen ihre Fassung wieder einigermaßen erlangt, und die älteste dankte nun dem jungen Militär auf eine sehr gebildete und verbindliche Weise für den geleisteten Beistand, klagte aber, wie sie ganz durchnäßt und gar sehr entkräftet wäre.

In freilich noch weiter Ferne lag ein Städtchen am Wege, und Fritz bot sich sehr galant an, voraus zu reiten und den Damen im besten Gasthofe des Städtchens warme Stuben und stärkende Getränke zu bestellen. Nothgedrungen, wenn schon nicht ohne Weigerung, nahm die Dame des Kadeten Anerbieten an, und augenblicklich warf sich der Ritter auf den brausenden Engländer und

flog im Galopp dahin, indeß die Damen ihren Reisewagen bestiegen und langsam folgten. Als die Frauenzimmer endlich, nach geräumiger Zeit erst, im Gasthofe ankamen, fanden sie bereits warme Stuben und heißen Kaffee. Man beschloß sogleich, hier zu übernachten, und die Damen zogen sich in ihre Stuben zurück, um sich umzukleiden und einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Gegen Abend wurde Fritz des Kammerjüngferchens ansichtig; es berichtete ihm, wie ihre Herrschaft sich bereits ausgeruht habe, und nun nach der Ehre verlange, den Herrn Kadeten bei sich zu sehen.

Fritz flog zu den Damen und wurde höchst artig empfangen. Sein Auge hieng an der jüngern, denn gar zu reizend erschien sie ihm. In ein geschmackvolles, schneeweißes Nachtnegligee gehüllt, saß sie da. Die zarte Gestalt des Fräuleins stellte sich schlank und zugleich voll üppiger Fülle dar; — das see-

lenvolle große blaue Augenpaar, der natürliche Fall der herrlichen güldenen Locken, der feine küßliche Sammtmund, der herrliche jungfräuliche Busen — Alles vereinigte sich in der Mädchengestalt vortheilhaft im Streben zur seltenen Höhe göttlicher Schöne — ach! und wie melodisch klang die zarte Engelstimme, wie natürlich und verständig war der Sinn der Rede.

Ziererei und Einfalt — gleich fremd blieben sie der lieblichen Jungfrau.

Dagegen offenbarten Ton, Anstand und Geberde der Matrone unverkennbar die Dame der feinen Welt, und gar viele verbindliche Redensarten mußte Fritz noch vernehmen. Zuletzt sprach die bejahrte Dame: „Vergeben werden sie ja wohl, mein Herr! wenn ich und meine Nichte es wagen, den Namen unsers großmüthigen, ritterlichen Retters zu erforschen?“ — Fritz nannte seinen Namen, und die Bestimmung seiner Reise, erbat sich aber von den Damen — war ihm die Kühnheit zu

verdenken? — die Gunst eines ähnlichen Vertrauens.

Die ältere Dame erklärte: sie sey die verwittwete Baronin von Adelheim, und jene jüngere Dame, ihre Nichte, nenne sich Mathilde von Reichenberg. „Ich besitze, — sprach die Baronin, — in der Residenz ein Haus, nur wenig aber gefällt uns das geräuschvolle Leben in der großen Hauptstadt; bei weitem den bedeutendern Theil des Jahres leben wir auf unsern Gütern in der Provinz; seit einigen Monaten fesselten indessen mich Geschäfte, doch schon an die Residenz, eine dringende Familienangelegenheit machte die Reise nach K.. berg nothwendig, jetzt aber verfolgen wir vor der Hand nun wieder dasselbe Ziel, wie Sie, denn auch wir kehren vorerst in die Hauptstadt zurück.“

Die Damen bezeigten viele Furcht, sich ferner noch ihrem ungeschickten, und seit kurzer Zeit erst angenommenen Kutscher vertrauen

zu müssen. Da sprach Fritz: „meine Gnädigen! mein Reitknecht ist ein sicherer, bewährter Wagenlenker, dürfte ich mich wohl unterstehen, ihn bis in die Residenz Ihrer Disposition anheim zu stellen? Ihr Kutscher könnte dagegen meines Burschen Pferde besteigen.“ Unter einer Bedingung nur, mein werther Herr Kadet, erwiederte die betagte Baronin, bin ich geneigt, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Eine längere Reise zu Pferd in der rauhen Winterzeit fällt beschwerlich, dürfte ich sie wohl bitten, den Rest des Weges mit uns im Wagen zurückzulegen — dann reite mein Kutscher Ihres Dieners Pferd und führe Ihr Leibroß am Zügel.

Mehr noch als gerne willigte Fritz in der artigen Baronin Verlangen, und des andern Tages in der Frühe bestieg man den Wagen. Eine herrliche Zeit begann nun unserm reisenden Kadeten zu nahen; den ganzen

Tag saß er der reizenden zarten Mathilde gegenüber; ach wie herrlich kleidete sie der kostbare blaue Reisepelz, und wie freundlich lächelten ihm die holden blauen Augen. Immer traulicher ward die Unterhaltung der Reisenden und mehr und mehr bezauberten den Jüngling Fräulein Mathildens Witz, Verstand und edles Herz, welches sich nie verläugnete, wenn ihn dagegen die Würde der Baronin mit Achtung erfüllte.

Gar wonniglich entflohen dem Kadeten die Tage der Reise; bei jedem Rucke, den der Wagen erhielt, berührten des Fräuleins zarte runde Kniechen des entzückten Jünglings Beine, ach! welche Seligkeit — eine solche Berührung war für ihn nichts weniger, als ein elektrischer Schlag, der bis in den heißen Busen fortzuckte, — und dann bewies ihm das unschuldsvolle Mädchen so viele ungekünstelte Neigung und Vertrauen, dann scherzte und neckte sie sich wieder leichtsinnig mit ihm. Alle

seine Wünsche lehrte unsern guten Fritz diese Lage vergessen, und er schwelgte nur noch in süßer Gegenwart.

Der Kadet überhob die Damen aller kleinlichen Sorgen auf der Reise; ein ritterlicher Stallmeister übernahm er jede Mühe. Die Damen erkannten dieses dankbar, und Mathilde äußerte einst scherzend, — freilich ein bischen unbesonnen schon, — der Herr Kadet erinnere sie an den Schillerschen Paladin, an den jüngern Pikolomini, wie er die Herzogin Friedland und ihre Tochter, die hehre Thekla, auf der Reise zum Vater begleitet.

Besser als den Polybius und Vega's Werke kannte Fritz die Poesien jenes klassischen deutschen Liedersohns. Er Max — und Mathilde seine Thekla? — O Himmel! welche süße Wonne — welche zarte Schmeichelei lag in der Beziehung! —

Dennoch — die Helden des dreißigjährigen

Krieges liebten einmal zarter, als jene unserer Zeit — wurde Matz, so dumm er auch war, gebraucht, von dem Kutscher der Damen die nähern überhauptigen Verhältnisse seiner Herrschaft zu erkunden. Der Kerl meinte: die Frau Baronin sey steinreich, habe keine Kinder und das Fräulein Nichte bliebe der Alten einzige Erbin.

4.

Der Kadet vernahm es, und überließ sich sorgloser noch jener Neigung zu Mathilden welche sich in seinem heißen Busen gestaltete: „Bring' ich eine reiche Gattin von vornehmem Stande nach Hause," — sprach er zu sich selbst — „kann es allenfalls dem Vater gleich viel gelten, ob sie Mathilde oder Emilie sich nennt."

Bisher hatte sich Fritz den Muth nicht erzogen, dem Fräulein seine Gefühle mit Worten zu offenbaren, und sein brennender Blick allein blieb der stumme Zeuge seiner Leiden=

schaft. Doch jetzt war man nur noch eine Tagreise von der Residenz entfernt. Man nahm Nachmittags in einem Dorfkruge den Kaffee zu sich; die Baronin hatte sich auf ein halbes Stündchen zur Ruhe begeben, und — jetzt oder nie dachte der feurige junge Martissohn, denn ohnehin schien ihm Mathilde beweglich gestimmt. Muthig erfaßte er ihre Hand, indem er sanft und ausdrucksvoll sprach: „mein Fräulein! Sie geruhten ehegestern, im Scherze zwar nur, mich mit Max in Schillers Wallenstein zu vergleichen, ach Gott! lachen Sie nicht — ich kann dieses nimmermehr vergessen. Bald sind wir ans Ziel unserer Reise gelangt, Verhältnisse der Gesellschaft werden uns trennen, o Himmel! ich ertrüge es nicht, wenn die Tage unserer gemeinschaftlichen Reise, für mich nichts anderes als ein schöner wonniglicher Traum gewesen seyn sollten. Sie selbst — zürnen Sie nicht himmlisches Fräulein! Sie ja gaben mir den Muth, Ihnen

die Gefühle meines Herzens mit Maxens innigen Worten zu sagen, ja meine Lage —

„Dieß alles mahnt mich, Fräulein! daß ich heut
Von meinem Glücke scheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden Ihren Wohnsitz finden,
Von neuen Freunden sich umgeben sehn,
Ich werde nun ein Fremder für Sie sein,
Verloren in der Menge."

Fritz stockte hier — er drückte des Fräuleins zartes rundes Händchen heftig an die hochfliegende Brust und sein Blick suchte Mathildens Auge. Wirklich hatte der Kadet Schillers schöne Worte mit einem Ausdruck gesprochen, welcher für sein inniges Gefühl Bürge leisten zu wollen schien.

Das Fräulein erröthete, schlug die schönen Augen nieder und war, einer solchen Scene nicht gewärtig, dennoch ein bischen verwirrt. Endlich aber erlangte es seine Fassung wieder, und in einem scheinbar scherzhaften Tone erwiederte es: ich sehe wohl, es kann

schon nicht helfen, ich muß dem hochsinnigen Max in Thekla's Geiste antworten:

„Wohlan denn, mein edler Ritter, — Sprechen Sie
Mit meiner Base — der Baronin" —

Hier trat die alte Tante aus der Nebenstube und die Unterhaltung war unterbrochen.

Glücklich erreichte Max die Thore der Residenz.

Als sich Fritz von den Damen trennte, bat er die Baronin, ihr auch in der Stadt seine Aufwartung machen zu dürfen. „Darum wollte ich so eben bitten, Herr von Tulpenhorst! erwiederte die Dame, und bezeichnete ihm die Straße und Nummer ihres Hauses.

Gleich des andern Tages flog der Kadet, sorgfältig herausgeputzt, in das bezeichnete Haus seiner Reisegefährtin. Mathilde war nicht gegenwärtig; er traf die alte Baronin allein.

Nach einigen gleichgültigen Gesprächen

nahm die Matrone eine ernsthafte Miene an, und ließ sich also vernehmen: „Herr von Tulpenhorst! meine Nichte hat mir von einer gewissen Erklärung gesagt, welche Sie ihr auf der letzten Station, während ich schlief, gemacht haben. Ich habe bereits von Ihren Verhältnissen Kunde, mein Herr! und weiß, daß Sie wenig oder gar kein Vermögen besitzen. Dieser Umstand kann indessen kein Hinderniß zu einer denkbaren Verbindung Ihrer Person mit Mathilden werden, denn das Fräulein ist reich; wenn Sie das Mädchen innig, aufrichtig, und treu lieben, soll sie nichts desto weniger die Ihrige werden, aber verzeihen Sie, mein Herr! wenn ich sogleich ganz aufrichtig meine Gedanken in Worte kleide. Der Landesherr will Sie nicht ungeprüft zur Offizierswürde erheben, und ich meiner Seits, denke in diesem Falle ebenfalls königlich; nur wenn Sie eine Prüfung, welche ich Ihnen auferlegen werde, zu

meiner und Mathildens Zufriedenheit, bestehen, können Sie der letztern Hand erlangen.

Fritzen befremdete diese sonderbare Erklärung freilich etwas, nichts desto weniger sprang er auf und küßte die Hand der Baronin, indem er feurig ausrief: „Meine Gnädige! und wenn Sie mich, als einen zweiten Tamino, durch Flammen und Fluthen jagen wollten, dennoch würde ich hoffen, die Probe zu bestehen; denn kein Opfer ist mir zu schwierig, welches zu der göttlichen Mathilde Besitz führen kann."

So schlimm, erwiederte die Baronin lächelnd, ist es nicht gemeint. Die Prüfung Ihrer Liebe dauert nicht länger, als Ihr sogenanntes Offiziersexamen, und Sie sollen der Liebe Probe bestehen, ohne daß Sie davon das geringste nur inne werden.

Die Worte klangen freilich mystisch genug,

aber Fritz war zu leichtsinnig über deren Sinn sich lange den Kopf zu zerbrechen. Genug — er hielt nach jener Erklärung die liebenswürdige Mathilde bereits für die Seine, und verließ frohlockend das Haus der Baronin.

5.

Es schien unserm Kadeten jetzt selbst, als ob er Mathilden gar innig und zärtlich liebe. Er hatte zwar von seinem Vater an Emiliens Tante Briefe bei sich, allein unter diesen Umständen wäre es am besten gewesen, das schöne Fräulein von Greifenhain gar nicht zu sehen, und dem Vater die Briefe unerbrochen zurückzubringen. Anfangs beschloß der junge Held auch, dieses zu thun, aber bald besann er sich eines Andern, wenn schon für wahr keines Bessern. Fritz gehörte zu jener Art junger flüchtiger Schmetterlinge, welche auf jeder duftigen

Blume gern einen Augenblick haften bleiben, ein Tröpfchen Nektar trinken und dann schnell wieder weiter flattern. So lange er Jüngling schon hieß, folgte er jener wilden Leidenschaft der Unbeständigkeit und nicht vermochte er es mehr über sich, die süße Lust zu besiegen.

Er hatte so viel von des Fräuleins Emilie von Greifenhein Liebenswürdigkeit gehört, daß er neugierig würde das Fräulein kennen zu lernen. Auf der Adresse der Briefe, welche er vom Vater an Emiliens Tante und Erzieherin, die Baronin von Westenberg, bei sich trug, war die Wohnung der Damen genau bezeichnet, und nicht länger vermochte es Fritz über sich; er ging hin die Briefe selbst abzugeben.

Auch in jener Frau von Westenberg fand der Kadet eine feine, sehr gebildete alte Dame. Auch sie kam nach einem kur-

zen Gespräche über alltägliche Dinge sogleich auf das Hauptkapitel, nämlich auf jene projektirte Verbindung ihrer Nichte mit dem jungen Herrn, und was das allersonderbarste war, auch Frau von Westenberg forderte eine Probe der Liebe, welche Herr von Tulpenhorst bestehen sollte, bevor er an den Besitz Emiliens nur denken dürfte! — auch diese Tante versicherte: Der Herr Kadet würde von jener Prüfung nichts gewahr werden, welche Prüfung ebenfalls keineswegs länger als sein militairisches Examen dauern dürfte.

Dieses seltsame, von zwei alten Damen, ganz gleichmäßig, ihm gemachte Ansinnen mußte unsern jungen Helden natürlich nicht wenig frappiren.

Ein rigoroses Militair-Tentamen und zwei Proben der Liebe in einem Zeitraume von etlichen Wochen bestehen zu sollen, war auch in der That keine Kleinig-

keit zu nennen; aber was war zu thun? — Fritz mußte sich dem unabwendbaren Geschicke schon fügen.

Er bat hierauf die Frau von Westenberg, ihn nun doch wenigstens der liebenswürdigen Nichte zu präsentiren; da hieß es aber: Fräulein Emilie sey ausgefahren, und hätte überhaupt, wie nun einmal jungen Damen sonderbare Launen eigen seyen, beschlossen, dem Freiwerber, bis er die erwähnte Prüfung bestanden, nicht anders als mit einer Maske vor dem Gesichte zu nahen.

Ein neues Räthsel! — kaum glaubte der arme Fritz seinen Ohren trauen zu dürfen; welche eigne Forderung — er sollte also gleichsam die Katze im Sacke kaufen. Indeß hatte das Abentheuer doch einen solch romantischen Anstrich, im Ganzen lag so etwas Pikantes — wodurch sich der Kadet

gegen seinen Willen unbeschreiblich angezogen fühlte.

Des andern Tags versprach Frau von Westenberg, ihn bei Emilien einzuführen, und Fritz konnte diesen andern Tag kaum erwarten. Endlich nahte die heiß ersehnte Stunde und Fritz flog, mehr als er ging, in das Hotel der Frau von Westenberg.

Er sah Emilien. Das Fräulein war ganz schwarz, etwas phantastisch beinahe, gekleidet, und trug eine schwarze Sammetmaske vor dem Gesichte. Der Kadet war gleich wieder ganz hingerissen beim Anblick der lieblichen Gestalt, welcher Mathildens ihrer nichts nachgab, und im Gegentheil derselben ungemein ähnelte, nur trug Emlie ein allerliebstes schwarzes lockiges Tituskopfchen, während Mathilde mit langen güldnen Locken prangte.

Emiliens Stimme klang beinahe noch

süßer und lieblicher als Mathildens ihre, und nicht geringern Verstand, ein nicht weniger tiefes, ansprechendes Gefühl verrieth jene in der Unterhaltung, denn diese. Von nun an theilte Fritz seine Stunden im Umgange mit Mathilden und Emilien, und auch sein junges leichtsinniges Herz theilte sich zwischen den beiden liebenswürdigen Mädchen. War er bei Emilien, so gefiel sie ihm besser als Mathilde, und war er bei dieser, zog er sie jener vor. Schwer möchte es ihm geworden seyn, zwischen den Mädchen eine entscheidente Wahl zu treffen, und leichtsinnig, wie er nun einmal war, überließ er sorglos die Entwickelung des verworrenen Knotens dem Zufall. Eine, sprach er zu sich selbst, kann ich doch nur heirathen, beide sind liebenswürdig; beide reich — und entgeht mir die Eine, so bleibt mir dagegen die Andere gewiß.

Nun rückte aber auch der Tag heran,

an welchem der Kadet sein Militairexamen zu bestehen hatte. Abstrakte Studien waren Fritzens Sache nie gewesen, — nur leicht vorbereitet trat er vor die strenge Examinations-Commission, aber nichts desto weniger wohnten unserm Kandidaten Kühnheit und Selbstvertrauen bei, denn er verließ sich auf — sein Genie.

Das Examen war beendigt; mehrere Tage durch dasselbe gefesselt, hatte der Heros weder Mathilde noch Emilien gesehen, und gleich am andern Morgen des folgenden Tages lenkte er die eiligen Schritte zu der Erstern. Etwas feierlich empfing ihn das Fräulein. „Meine theuerste Mathilde! — rief Fritz aus — das militärische Examen habe ich überstanden, o sprechen Sie — wann denn wird endlich die verheißene Prüfung der Liebe beginnen?" Das Fräulein erwiderte: sie hat bereits begonnen, und ist ihrem Ende nahe. Sprechen Sie Herr von Tul-

penhorst, lieben Sie mich wirklich, lieben Sie mich innig, treu und einzig? „O Himmel! wie können Sie also fragen? — rief Fritz — Sie sind mir theurer, als mein Leben, ich schwöre Ihnen. — Schnell unterbrach ihn hier Mathilde; das schöne blaue Auge verfinsterte sich, und der Zorn färbte höher des Mädchens Wangen. „Schweigen Sie, sprach das Fräulein, Sie sind ein Heuchler — ein Elender — wagen Sie es nie mehr, vor meinen Augen zu erscheinen.“ Noch einen Blick des Vorwurfes warf sie auf ihn, und verließ dann schweigend das Gemach. Fritz stand wie zernichtet, dann stürzte er aus dem Zimmer und rannte nach Hause.

Heftige Gefühle bemeisterten sich des Jünglings, er fühlte in seinem Innern, Mathildens Zorn war gerecht, und unredlich seine Handlungsweise gewesen, doch blieb

der Zusammenhang der Sache ein unauflösbares Problem für ihn. Er war nicht im Stande an diesem Tage noch einmal seine Wohnung zu verlassen, doch am andern Morgen betäubte sein angeborener Leichtsinn den Schmerz. Noch sprach er bei sich selbst bleibt mir die edle Emilie; ich fühle es, nur für sie allein schlägt innig und treu mein Herz. Das Verhältniß mit Mathilden war eine jugendliche Verirrung nur, schnell zu der eigentlichen Göttin meines Herzens nun hin!

6.

Auch Emilie empfing heute den Galant ziemlich kalt; Fritz nahte verlegen und spendete süße Worte der Liebe. Da fiel die Sammetmaske — schweigend nahm das Fräulein ein zierliches schwarzes Haarhäubchen vom Köpfchen, lange güldene Locken quollen in üppiger Fülle hervor, o Götter! Mathilde stand vor ihm.

Nach einer lange Pause ließ sich das Fräulein also vernehmen: „Mein Herr von Tulpenhorst! Sie haben mir einen tiefen aber ach, einen traurigen Blick in der Männer Herz vergönnt, ist dieses das gepriesene Glück der Liebe — so bleibe es mir ewig fremd.

Ein Thränchen quoll hier aus dem schönen blauen Augenpaare des Fräuleins, und noch ehe Fritz seine Besinnung wieder erlangte, war Mathilde durch die Thüre des Seitengemachs verschwunden.

Der arme Kadet stand lange unbeweglich, wie vom Donner gerührt, da traten plötzlich die Frauen von Westenberg und von Adelhain, Arm in Arm, in die Stube, und des unglücklichen Jungen Verlegenheit erreichte nun ihren höchsten Grad.

Frau von Adelhain nahm sehr ernst das Wort, und sprach: Herr von Tulpenhorst! mit Vorwürfen will ich sie verschonen, denn Sie machen sich deren gewiß selbst schon genug, doch eine Aufklärung über gewiße Dinge glaube ich Ihnen schuldig zu seyn. Ich heiße nicht Adelhain, sondern Westenberg, und daß Mathilde und Emilie Eine Person nur waren, ist Ihnen bereits bekannt. Ich erhielt von Ihrem Herrn Vater vor einiger Zeit einen Brief, dessen Inhalt, so wie den meiner Antwort Sie kennen. Bald nachdem ich jenes Antwortschreiben abgesendet hatte, riefen mich plötzlich dringende Geschäfte nach K..berg und meine Nichte begleitete mich. Höchst unzart wäre es geblieben bei den obwaltenden Verhältnissen Ihrem Herrn Vater einen Besuch abzustatten, und um auch von Ihrer und Ihres Herrn Vaters Seite vor einem Besuch gesichert zu bleiben, nahm ich von

einem meiner Güter den Namen Adelhain an. Auf der Rückreise führte uns ein seltsamer Zufall zusammen; ich hielt es für klug, das Inkognito bezubehalten.

Meine Nichte überredete ich, mir freie Hand im Spiel zu lassen, denn Ihren eigentlichen Karakter wollte ich streng prüfen. Hier in der Residenz bat ich diese meine alte Freundin, meine Person vorzustellen; die Probe der Liebe begann — und durch Ihren Leichtsinn zerstörten Sie Ihr eignes Glück. Wahrlich, glauben Sie mir Herr von Tulpenhorst, daß es so kommen mußte, es thut mir und meiner Nichte sehr wehe; denn gleich vom ersten Augenblicke an, faßten wir beide ein günstiges Vorurtheil für Sie. Nichts desto weniger sind wir Ihnen für die bedeutenden Dienste, welche Sie uns während unserer Reise hieher bewiesen haben, großen Dank noch schuldig, darum empfangen Sie unser heiliges

Wort: Der jetzige, Ihre Ehre kränkende Vorfall bleibe für immer ein Geheimniß, treu in unserer Brust bewahrt. Gehen Sie armer leichtsinniger, junger Mann! und lernen Sie besser die Würde der Frauen erkennen.

Fritz bedeckte mit beiden Händen das glühende Gesicht und gehorchte dem Befehle. Mechanisch fand er seine Wohnnng, und als er in die Stube trat, reichte ihm sein Matz, einfältig greifend, ein großes versiegeltes Schreiben hin. Wild riß der Kadet den Brief aus einander, einen Blick nur warf er hinein, da fiel das Blatt ihm aus den Händen, und er sank besinnungslos auf den Sopha nieder.

Ich hebe das Schreiben von der Erde auf und theile dessen Inhalt mit, es lautete folgendermaßen:

„Dem Kadeten Friederich von Tulpenhorst, vom *** schen Dragoner-Regimente, wird von Seite der unterzeichneten

Kommission eröffnet, daß die von ihm im Examen bewiesenen Kenntnisse und geoffenbarten Fähigkeiten noch keineswegs von der Art sind daß sie ihn zur Erlangung der Offizierswürde eignen.

Der Tulpenhorst erhält demnach den Befehl, sich nach seiner Garnison zurück zu verfügen, den Mangel der ihm noch fehlenden Kenntniße durch ernstlichen Eifer und Fleiß zu ersetzen, und sich kommendes Jahr abermals zum Examen allhier zu stellen.

(Datum)

Die Prüfungs-Kommission.

(Unterzeichnete.)"

Gar leicht wird es dem geneigten Leser werden, sich einen Begriff von dem Gemüthszustande des armen Jungen zu machen, denn wo lebte der Sterbliche, der nicht alle

seine schönsten Hoffnungen zugleich in Rauch aufgehen sah? ? — — und wohl hat der sinnige Salis Recht, wenn er wehmüthig singt:

Das warme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

III.

Die Hungerkur.

Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Anbau der edlen Triebe, sondern mit dem Ausscheiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelkt oder ausgezogen, dann richtet sich der edlere Blumenflor von selber kräftig in die Höhe. Das tugendhafte Herz wird wie der Körper, mehr durch Arbeit, als durch gute Nahrung, gesund und stark.

Jean Paul.

1.

Kätchen an Fanny.

Bist doch ein überglückliches, aber auch ein grundböses Mädchen! Glücklich, weil du in der prächtigen Residenzstadt nun lebst, und böse — weil Du Deine treuen Freunde auf dem Lande gänzlich vergessen zu haben scheinst.

Vorigen Sonntag wohnte ich meines guten Väterchens Predigt bei; er sprach recht rührend von der Ergebung in den göttlichen Willen, und daß man duldend und fromm den Nacken beugen müsse dem unerbittlichen Geschicke. Die ganze Gemeinde war erbaut, ich zwar auch — aber dann dachte ich doch wieder bei mir selbst: Väterchen hat gut sprechen, er wird nun schon

Bayerische
Staatsbibliothek
München

alt, und als er jung noch war und ein munterer Kandidat da lebte er viele Jahre lang in Hauptstadt als Hofmeister in einem prächtigen gräflichen Pallaste, und zuletzt gieng er mit den jungen Herrschaften gar noch auf Reisen. Ach reisen! — welch' ein herrlicher Hochgenuß mag das seyn! so viele fremde Länder sehen und so vielerlei Menschen und die prächtigen großen Städte und Bäder und — Siehe da, bin ich nicht eine kleine Närrin? hüpfte ganz lustig in der Stube umher und klatschte in die Hände, als stünde der Reisewagen schon vor der Thür, aber plötzlich fiel es mir sehr schwer auf's Herz, daß ich in dem öden Winkelsee mich befand, und verdammt bin, in alle Ewigkeit da zu bleiben.

Du wirst lachen, meine gute Fanny! ja — Du hast auch gut lachen, Du ruhst im Schoos des Glücks und des Vergnügens, aber hast Du denn Deine treue Ju-

gendfreundin ganz vergessen? Auch nicht eine Zeile sehe ich von Dir. Schreibe mir doch recht bald und recht viel — bitte, bitte! erzähle mir von den herrlichen Maskeraden, und von den prächtigen Schlittenfahrten, und von der Komödie und, ach von den schlanken artigen Offizieren. Ich habe in meinem Leben nur einmal einen Offizier gesehen, aber der hatte nur ein Bein, und das eine Auge hatten ihm die häßlichen Franzosen gänzlich ausgeschossen, und dann hatte er sich — ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit den Kopf verbrannt; aber es schadete nicht, er war doch ein recht artiger Mann, und wie charmant müssen erst die jungen hübschen Offiziere seyn, welche den Kopf nicht verbrannt und zwei Beine und zwei feurige Augen haben. Nun, nun! die werden schön um meine holde Fanny herumhüpfen und ihr — wie heißt man's doch gleich? ach ja — die Cour machen.

Neues, beste Fanny! weiß ich Dir nicht zu schreiben, was könnte es auch in dem kleinen öden Winkelsee viel Neues geben? Die dicke Revierförsterin ist glücklich mit einem kleinen Revierförster niedergekommen, es ist aber ein häßliches Kind und, denke Dir einmal! hat eine Hasenscharte im Gesichte. Schulzens wilde Gustel hat neulich das Bein gebrochen — mein Väterchen und Mütterchen aber sind, Gott Lob noch munter.

Glaube mir, ich liebe Dich, meine Herzens-Fanny! ungemein, und es vergeht keine Stunde im Tage, an welcher ich nicht an Dich gedacht hätte.

P. S. Schicke mir doch Muster von Hauben und Roben, wie sie jetzt Mode sind in der Hauptstadt, ich will mich nach diesen Mustern herausputzen, und wenn ich dann ein Bischen in den Spiegel gucke, bilde ich mir wohl gar ein, auch eine Stadtdame zu seyn.

2.

Fanny an Kätchen.

Dein liebes Briefchen, mein gutes Kätchen! hat mir unaussprechliche Freude gemacht; wer aber den eigentlichen Werth Deines vortrefflichen Herzens nicht so genau kennt, wie ich, könnte den Sinn Deiner Zeilen mißdeuten. O du gute, kindliche Natur! — auf Dich könnte man wohl die güldenen Worte anwenden: „Ewig jagt der Mensch nach Schattenbildern, und das Glück, welches er besitzt, genießt er nie.“

Wie unzählige mal, und wie heiß habe ich mich schon zurückgesehnt nach unserm stillen freundlichen Winkelsee, wie gern möchte ich tauschen mit Dir unzufriedenem Mädchen.

Denke nur, mir will es hier gar nicht gefallen, nichts, gar nichts ist nach meinem Sinne; — um Dich mit Deinem stillen Dörf-

chen auszusöhnen, will ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, Dir ein gedrängtes Bild von der berühmten Hauptstadt zu entwerfen, wie es sich den Augen eines solchen unerfahrenen Mädchens, wie ich nun einmal bin, darstellte.

Wir wollen mit den Einwohnern, als dem wichtigsten Theile des Ganzen, beginnen. Man pflegt sie hier gewöhnlich in drei Klassen einzutheilen; in die der Vornehmsten und Reichsten, in jene des Mittelstandes und endlich in die des Pöbels. Wie könnte ich, eine arme verwaiste Predigerstochter, mit den Vornehmsten einer solchen unermeßlichen Hauptstadt in Berührung gerathen? — von diesen weiß ich Dir nichts zu sagen. Der langwierige und unselige Proceß meiner armen kranken Mutter aber, welcher uns leider in diese Mauern zog und in denselben vielleicht noch lange gefesselt halten wird; unsere übrigen Verhältnisse

alle führten uns schon häufig mit Personen und Familien des Mittelstandes zusammen. Wir hatten es mit Aerzten, Advokaten, mit verschiedenen Geschäftsmännern, mit Staatsbeamten der mittlern Klasse und mit mehrern Andern zu thun.

Die erste Bekanntschaft mit diesen Leuten — o ja, ich gestehe es gern ein, — sie vermag dem schlichten Landbewohner ungemein zu imponiren. Die feinen Manieren, die schönen glatten Worte, ihre Schmeicheleien — das ganze Benehmen der Menschen gewinnt sich schnell die redliche Unbefangenheit, allein will man der schimmernden Außenseite trauen, von ihr auf die Herzen schließen — dann fällt schnell der rosigte Schleier und der gemeinste Eigennutz, der verächtlichste Egoismus treten uns nicht selten entgegen. Noch interessanter stellen sich Anfangs die Damen dieses Standes dar. Sie declamiren, sie musiciren, sie malen —

ihre Unterhaltung ist leicht, im Tanze mahnen sie an schwebende Grazien, sie sagen ganze Stellen aus Schlegels und Göthes herrlichen Dichtungen her, aber wirfst Du einen Blick hinter jene Hüllen, dann erfaßt Dich Grauen. Nur zu oft sind die Grazien schlechte Haushälterinnen, treulose Gattinnen unverständige Mütter, oder — doch verlange nicht von mir, die weitere Ausführung, dieses düstern Theiles meiner Skizze; sie würde der Würde unseres Geschlechtes zu nahe treten.

Beobachtet man den sogenannten Pöbel, auch aus der Ferne nur, so ergreift reine Seelen Entsetzen. Der größte Theil dieser Menschen steht kaum auf einer höhern Stufe der Geistes- und Sittenkultur, als der unglückliche schwarze Afrikaner, der für seine Flasche Branntwein kalt das eigne Kind den fremden gebildeten weißen Barbaren verkauft. Um diese Klasse mit wenigen Zügen zu

charakterisiren, habe ich nur nöthig zu erzählen, daß es hier eine Vorstadt giebt, welche beinahe ausschließlich von des Volkes Hefe bewohnt wird, und in der es keine seltene Erscheinung seyn soll — es überläuft mich ein kalter Schauer, indem ich die Worte niederschreiben will — daß der Sohn sich an den leiblichen Eltern handgreiflich vergeht.

Da lobe ich mir unsere gutmüthigen Winkelseer, welche steif und fest an der Meinung kleben: „des Kindes Hand, welche Vater und Mutter geschlagen, müsse dereinst, im Grabe schon, noch aus der Erde wachsen.“ Beinahe möchte ich den Wunsch hegen, jener Aberglaube — er sollte Wurzel schlagen in den Herzen der rüden Volksklasse dieser Stadt.

Unsere Aufwärterin, eine betagte Frau — lange noch nicht die schlimmste ihres Standes, stahl mir neulich in der Küche Le=

bensmittel. Ich ertappte sie auf frischer That, und machte ihr sanfte Vorstellungen, da entgegnete mir das Weib mit frecher Stirn: „Ist die Mamsell geizig so verschlieſse sie auch ihre Sachen fein hübsch.“

Was sagst Du dazu gutes Kätchen!? —

Es nahen jetzt des jungen Lenzes schöne erste Tage; sonst in jener lieblichen Jahreszeit, weiſst Du es noch, süſse Freundin! wie glücklich wir waren, wenn wir, Hand in Hand, hinschlenderten durchs grüne romantische Thal, um Flora's Erstlinge, duftige Veilchen, zu pflücken; welche Wonne — wenn wir den sich frisch belaubenden Hain betraten, dem reinen Sang der Vögelein lauschend? — Ach, wie ganz anders ist alles hier; kalte Mauern umschlieſsen mich, eine Stunde hat man zu gehen, bis man ins Freie kommt, und hat man es erreicht — watet man bis an die Knöchel im Sande; nicht üppige Matten, nicht rosige Fluren, nicht schat-

tigte, liebliche Haine nehmen uns auf. Und welche Vorbereitungen macht eine solche sogenannte Promenade nöthig! Ohne aufzufallen, darfst du die Straße nicht betreten, ohne geputzt zu seyn, wie zu einer Haupt- und Staatsaktion.

Der Kleider- und Möbelluxus ist hier gränzenlos, und steht der Tollheit sehr nahe; es gibt ganze Familien, welche Tage lang der nothdürftigsten Nahrung entbehren, um sich in Seide zu kleiden, oder in ihren Putzstuben prächtige Ottomanen zu sehen, auf welchen sie sich, sind nicht Fremde gegenwärtig, gar nicht zu setzen getrauen.

Die große Nationalbühne könnte allerdings dem Geiste einen herrlichen Hochgenuß bereiten, allein viele Umstände arbeiten diesem Zweck entgegen. Ich war mit einer unserer Muhmen einigemal im Theater, denn ihre Kränklichkeit erlaubte der armen Mutter nicht, an dem Vergnügen Theil zu

nehmen, aber ich gestehe Dir offenherzig, mir ist die Lust, öfter dorthin zu gehen, größtentheils entschwunden.

Einmal sah ich ein Schauspiel; es hieß: „der standhafte Prinz." Der Verfasser ist der berühmteste, ehemalige spanische Dichter, und der gefeierte Schlegel hat das Product metrisch übersetzt. Das Auditorium ward durch die Kunstleistungen entzückt, allein ich kann es nicht läugnen, mich sprach das Stück nicht an, aus der Handlung selbst konnte ich nicht klug werden, und mit aller Mühe vermochte ich ein öfteres Gähnen nicht zu unterdrücken, doch daran haben wahrscheinlich der noch ungebildete Geschmack und der leichtere Verstand des armen Landmädchens Schuld, und dann werden wohl öfters auch Lustspiele gegeben, von denen ich glaube, daß sie mein Interesse in einem höhern Grade erregen würden, allein ein Umstand anderer Art hat mir den Besuch des Theaters zuwider gemacht.

Ganze Gruppen junger Herren scheinen es dort darauf recht anlegen zu wollen, uns arme Mädchen in Verlegenheit zu setzen; einige richteten so sonderbare Blicke auf mich, die mir fatal waren, und einer der mir zu nächst stand, zog mich, ganz ungenirt, sogar in ein Gespräch. Der junge Mann sagte mir viele abgezirkelte Redensarten und unverschämte Schmeicheleien, so daß ich gar nicht wußte, was ich darauf erwiedern sollte. Sicher hat mich der Herr für ein Gänschen gehalten. Ist das Schauspiel zu Ende bildet jene Legion der Elegants, wie man sie nennt, dicht vor dem Eingange des Hauses Spaliere, und du siehst dich gezwungen durch ihre Reigen hinzugehen. Da nimmt ein ungezogenes Flüstern, Lachen und Deuten kein Ende. Die Damen hiesigen Orts scheinen nicht darauf zu achten, allein eine Tochter der Natur gewöhnt an derlei sich ungemein schwer, wie mein Beispiel beweisen kann.

Das Aeußere der Offiziere, welche dich mein gutes Kätchen! so sehr zu interessiren scheinen, mag allerdings deinem Ideale sehr nahe kommen. Viele sehen Adonisen ähnlich, allein eitel sind jene schönen Krieger ungemein; denke nur, die Männer schnüren sich enger noch zusamm', als wir. Auch haben wir arme Mädchen wohl nöthig, uns vor den Helden zu hüten, man erzählt hier viele Geschichtchen von reizenden jungen Fräuleins, welche dem Umgange mit schönen Offizieren ihres Lebens Unglück zu verdanken haben. Ich erinnere mich bei solchen Gelegenheiten immer an das sinnige Bildchen, welches über deines Vaters Schreibpult hängt; weißt du wohl? eine schöne große bunte Schlange hält ein reizendes schlafendes Mädchen umstrickt, und am Rande sind die Worte zu lesen:

Die schönsten Schlangen sind die gefährlichsten.

Wir haben uns in einer ziemlich abgele=

genen Straße eingemiethet, denn weise Sparsamkeit bedingen der armen Mutter Verhältnisse, in welche sie durch den Prozeß unsers bösen Gegners versetzt worden. Die Wohnung über uns hat ein Offizier von den Husaren inne. Er nennt sich Graf Heldernbusch, und soll ein ungemein reicher Mann, aber auch einer der größten Wüstlinge der Residenz seyn. Er hält sich in allen Vierteln der Stadt sogenannte chambres garnis, und da diejenige, welche er in unserm Hause gemiethet hat, glücklicher-weise in einer der einsamsten Gegenden liegt, besucht er dieselbe oft Wochenlang nicht.

Man erzählt von dem Grafen Heldernbusch sehr viel Böses; auch er soll manches Mädchen schon unglücklich gemacht und vieler Familien Ruhe gestört haben. Diese Nachrichten hatten mir einen wahren Abscheu gegen den Wüstling eingeflößt; ich fürchtete seinen Anblick. Befand ich mich zufällig auf der Flur oder in der Küche, und hörte ich unten

die klirrenden Sporen des Offiziers, flüchtete ich sonst immer sogleich, ängstlich wie ein verscheuchtes Reh, zu Mütterchen in die Stube neulich aber, als ich gerade in der Küche beschäftigt war, deren Thüre offen stand, stieg ein großer Mann, schwer athmend und langsam die Treppe heran; ich denke, es ist ein Fremder, und trete auf den Flur, um ihm Bescheid zu sagen, allein — es war Niemand anders, als jener Graf. Er grüßte mich schweigend und ehrerbietig und schritt an mir vorüber.

Ich war dermaßen erschrocken, daß ich am ganzen Leibe heftig zitterte, aber seit ich den Grafen sah, kann ich es durchaus nicht mehr glauben, daß er ein herzloser Bösewicht seyn soll. Wer weiß, ob es nicht blos Verläumdung seyn mag, welche den Offizier verunglimpft, denn diese giftigste aller Nattern wird hier zu Lande gar häufig und sorgsam gehegt und gepflegt.

Heldernbusch ist ein höchst einnehmender hehrer Jüngling; in den Zügen seines

interessanten Gesichtes ruht ein ungemein geistreicher Ausdruck, und die großen blauen Augen, welche üppige, kastanienbraune Locken umschatten, blicken so arglos und freundlich, daß ich das Böse, welches man dem Manne nachsagt, durchaus nicht ferner glauben mag. Der Graf ist jetzt krank und geht wenig aus; er hat einen alten Diener nur bei sich, und die Anhänglichkeit desselben an seinen Herrn soll, wie ich höre, in der That rührend seyn. Ein Mann, den sein Diener ehrlich und aufrichtig liebt, ist in der Regel kein schlechter Mensch — doch was geht uns eigentlich der Offizier an? — mag er doch thun und lassen, was er will.

Lebe wohl, mein bestes Kätchen! halte mir unser freundliches Winkelsee in Ehren und küße deinem Väterchen und dem guten Mütterchen, meinen theuren Pflegeltern dankbar die Hände im Namen

deiner Fanny.

5.

Der Husarenmajor von Heldernbusch an Eduard Holm, den Verwalter seiner Rittergüter.

Deine weitläufigen schriftlichen Rechenschaften über die Verwendung einiger meiner Revenüen, nebst den baaren Summen, sind mir richtig zugekommen. Indeß mein theurer Jugendfreund! muß ich dir aufrichtig gestehen, alle diese Aktenstücke und Belege durchzusehen, dazu hab ich mich nie weniger aufgelegt gefühlt, als gerade in gegenwärtigem Augenblicke; doch wozu wäre ein solches durchsehen auch nütze — deiner Treue, guter Eduard! kann ich ja mehr noch vertrauen, als meiner eigenen Person. Genug aber nun von trockenen Geschäften, ich bin einmal recht aufgelegt zu schreiben, und da mein Brief für diesmal ungewöhnlich lang werden wird,

kann er dir eine seltene Erscheinung gelten; doch das Räthsel wird sich lösen, wenn ich dir jetzt berichte, daß dein Freund krank, sehr krank, am Leibe, wie an der Seele, ist. Es gab einst einen alten, schlesischen Dichter, ich glaube, er nannte sich Logau, der sang:

„Der Wein, die Ehre und Liebe,
Sie sind des Menschen Lebensdiebe."

Nun, was die Ehre anbelangt, diese soll meiner Parze die Scheere, die verhängnißvolle, nicht reichen — es wäre auch unbillig, wenn ich mit jener tückischen Göttin, welche die Herren Philosophen „Phantom" zu nennen pflegen, nicht zufrieden seyn wollte, zieren doch ein halbes Duzend bunter Bänderchen meine Brust — und nennt man mich nicht in meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre schon — Major! Ein Daun oder ein Blücher zu werden, fühle ich weder Verlangen noch Beruf in mir, und was bliebe mir

in dieser Hinsicht also zu wünschen wohl übrig?

Dem Rebensafte — dem güldenen — freilich, war ich stets hold und zugethan, und könnte man sich Genialität — ertrinken, längst hätte ich es darin dem Voigtländer Richter (Jean Paul) zuvor gethan. Habe unzähligen Flaschen vom Rhein und vom Stein den Hals gebrochen, viele Tausendmal den spitzen Becher mit üppig schäumendem Trank aus Epernai geleert, wohl möglich, daß endlich des Guten zu viel geschah! — doch möchte es darum seyn; allein ist es wahr, daß jene Hispanier, welche unter dem sinnigen Kolumbus Amerika entdeckten, von dorther zuerst den Keim zu einer gewissen, gar schlimmen Krankheit nach Europa brachten, so dürfte ich aus Herzensgrund wünschen, jene neue Welt möchte uns bis auf diesen Augenblick unbekannt ge=

blieben seyn. — Du verstehst was ich sagen will! — Oft war ich unpäßlich, aber stets setzte ich mich mit beispiellosem Leichtsinn über sothane Krankheiten hinweg; ein Epikuräer in der That, mocht ich nie die gewohnten rosigten Genüsse des Lebens entbehren. Das ging nun wohl einige Jahre so — allein die Natur ist ein Weib und behauptet dessen zufolge gar eigensinnig ihre Rechte. In der neuesten Zeit erfaßte mich ein ungemeines Mißbehagen; die materia peccans, wie die gelehrten Perücken es nennen, hatte sich nach und nach in meinem Körper ausgebildet und fixirt, bald fühle ich unbeschreibliche Schmerzen im Rücken, bald in den Beinen, bald hier, bald dort; Eß = und Schlaflust sind verschwunden, die knappe Husarenuniform preßt mich allenthalben, alle meine sonstigen Lieblingsvergnügungen eckeln mich an — da fühlte ich nun endlich, daß nicht länger zu spaßen sey, und ich beschloß, Behufs der Restauration

meiner Gesundheit etwas Ernstliches zu unternehmen.

Vorerst ging ich zu dem hochberühmten alten Doctor Schropfköpfler. Ich mußte dem förmlichen Pedanten gar umständlich meine frühere Lebensweise, meine jetzigen krankhaften Empfindungen u s. w. beschreiben. Nachdem ich geendet hatte, schüttelte Herr Schropfköpfler bedenklich das Haupt und ließ sich also vernehmen: „Ew. Gnaden muß ich ganz offenherzig bekennen, Dero hochadelige Säfte sind ungemein verdorben, dieses ist klar, und eine Radicalkur thut hier Noth, sintemalen und alldieweilen sogenannte Palliatife in sothanen Fällen nur Empiriker und Charlatane anzuwenden eselhafterweise belieben.“

Mich drängt die Zeit ungemein, bester Herr Doctor, ich bitte um Kürze, rief ich hier ungeduldig aus.

„Ganz zu Ew. Hochreichsgräflichen Gna-

den Befehl," erwiederte der Pedant „wollen wir demnach sonder Zeitverlust ad rem schreiten. Da Hochdieselben in den schönsten und gesündesten Provinzen des Landes gar herrliche Güter bekannterweise besitzen, so geht mein gewissenhafter Rath dahin, Ew. Gnaden wollen sich, da so eben der frostige Winter dem annehmlichen Lenze zu weichen beginnt, sogleich aufs Land verfügen. Dort angekommen, fangen Hochdieselben nach meiner annoch aufzusezenden, umständlich und schriftlich abgefaßten Instrucktion, eine große Kur an, welche Ew. Gnaden aber mit martialischer Konsequenz zu verfolgen belieben werden."

„Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wird nun Ew. Gnaden erste Pflicht, wollen Hochdieselben Dero theures Leben erhalten. Strenge Diät bleibe das zweite unverbrüchliche Gesetz; Spirituosa jeder Art, selbst Bier, ja auch Kaffee wagen Hochdieselben nimmer=

mehr, um Gotteswillen! zu sich zu nehmen; allem Fleische müßen der Herr Graf vor allem entsagen; nur Vegetabilien, ganz sparsam genossen, dürfen Dero hohe Existence fristen; der Mohrrübensaft thut in dergleichen Fällen gar ersprießliche Dienste und was die eigentliche medicamenta betrifft, so heißt es vor's erste: Recipe: Lig. hydra. —"

Aber in's Henkersnamen! unterbrach ich den unausstehlichen Schwätzer zum zweitenmale, wie lange denn wird ein solches Kartheuserleben zu führen für mich nöthig seyn?

„Wenn ich mich anders nicht in Dero Constitution irre," antwortete Herr Schropfköpfler, und wenn nicht unvermuthete Zufälle tückischer Weise sich einstellen sollten, so kann ich glücklicher Weise hoffen, Ew. Hochgräfliche Gnaden nach Verlauf von zwei Jährchen gänzlich hergestellt zu sehen."

Schnell griff ich nach meinem Hut und

mit den Worten: Leben Sie wohl werthgeschätzter Herr Doctor! rannte ich aus der Stube.

Bei einem Regiment der hiesigen Garnison befindet sich ein junger Arzt, ein Schüler des berühmten Doctor Rust zu Berlin. Der junge Mann wurde mir als ungemein talentvoll gerühmt, und ihn beschloß ich nun um Rath zu fragen.

Nachdem Herr Horst — so nennt der Regimentsarzt sich — meine ganze Leidensgeschichte angehört hatte, rief er freudig aus: „Getrost, Herr Major! Ihnen ist binnen sechs Wochen geholfen! Sie sind der herrlichste Candidat zur Hungerkur, der mir bis jetzt vorgekommen!"

Ich vermag es nicht zu leugnen, Horstens Worte überraschten mich im ersten Augenblicke, indeß ganz aufrichtig, jene in unsern Zeiten wieder hervorgesuchte Methode — neu ist sie nicht, sie soll sogar unter die

Pyramidengeheimnisse der alten Egyptier gehört haben — stets hatte sie mich angesprochen, und eine gar sinnige Idee scheint der modernen Kurart zum Grunde zu liegen.

Phönix erhebt nur aus der Asche sich; aus Staub schwingt der Genius sich empor in lichte Höhen — allenthalben in der Natur geht Auflösung der Vollkommenheit vor, und jenen unerforschlichen Urgesetzen der Weltenmutter vertrauend, gestattet der Kranke eine durch Kunst hervorgerufene, beinahe gänzliche Auflösung seines physischen Ichs, allein ist der Proceß zu einem gewissen Grade gediehen, dann tritt Hygea mitleidsvoll an sein Lager, und richtet den Leidenssohn in ihren beiden Armen zur Höhe.

Horst setzte mir die Gründe auseinander, welche ihn schließen ließen, daß gerade an mir die hungrige Kur Wunderdinge leisten müsse, und ich muß gestehen, es gelang ihm, mich zu überzeugen.

Jene mir vom Herrn Schropfköpfler vorgeschlagene Kur kömmt mir gegen die Horstische vor, wie eine Parthie Whist, verglichen mit dem Pharospiel. Bei jener sitze ich mit drei alten langweiligen Damen und ein Abend wird mir zur Ewigkeit — im Dienste des Fürstens Pharo aber trete ich mit dem großen Schicksal verwegen in die Schranken und eine ganze Nacht wird mir zum Augenblick — denn, Sieg oder Tod heißt die Losung ja! Doch genug, mein Entschluß stand fest mich jener kritischen Kur zu unterwerfen; sie, die gewagte — jeder Desperationscoup überhaupt — ziemt einem Offizier der leichten Kavallerie. Du weißt, lieber Eduard! — hast mich ja oft genug darum gescholten — wie ich, aus angeborner Liebe zur Veränderung, hier in der Residenz immer in allen Gegenden der Stadt Stuben habe und bald hier, bald dort kampire — wie Laune und Zufall mich bestimmen. Zur vorhabenden

Hungerkur wählte ich nun die einsamste von allen jenen Stuben in einer abgelegenen Straße. Nur mein alter treuer Emmerich durfte mich dahin begleiten, und für die nächsten sechs Wochen bin ich nun todt für die Welt.

Schon habe ich die Kur begonnen, und heute ist bereits der sechste Tag, daß ich hungere. Mir fällt hier unwillkührlich das possirliche Geschichtchen von jenem Bauer bei, der seinem Esel das Fressen abgewöhnen wollte; am sechsten Tag war das Thier todt, und betrübt rief der Bauer aus: „Mein armer Esel, gerade als er anfing, die Kunst des Hungerns zu begreifen, mußte er sterben." Nun mit mir steht es so schlimm noch lange nicht, als mit jenem Langohr, und ich habe mich schon ziemlich an die Sache gewöhnt. Ich fühle jetzt in der That keinen Hunger mehr; aber die ersten paar Tage war es anders und es rumorte gewaltig in meinem Magen. Die Hungerkur sollte schon darum jeder Reiche

und Mächtige brauchen, damit er wüßte, wie ohngefähr einem armen Teufel zu Muthe seyn mag, der Tage lang nichts zu essen hat. Mit reizenden Farben schilderst du mir das Glück deiner jungen Ehe; mein guter Eduard! soll ich dir meine Herzensmeinung sagen? Ich glaube dein Glück ist, wie jenes aller verliebten Männer, weiter nichts — denn ein schöner Wahn; doch immerhin! ein würdiger Sänger unsers Volkes schrieb einst:

„Ein Wahn, der uns beglückt
Wiegt eine Wahrheit auf,
Die uns zu Boden drückt.“

Meine innigsten Wünsche, die lange Dauer deines hochgerühmten sogenannten Glückes betreffend, kleide ich in die Worte des Hoch- und Großmeisters aller unsrer vaterländischen Sänger, ja:

„Sey glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge,
Ein trauriges Erwachen dich herab.“

Doch von etwas Anderm: **Horst** hat mir erlaubt, während den ersten vierzehn Tagen der Kur immerhin noch ein Bischen in die frische Luft fahren zu dürfen, allein ich fühle keine Neigung in mir, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ein düsterer Schleier umnachtet meine Seele und wie nimmermehr überlaße ich mich melancholischen Träumen und Grübeleien.

Die zurückgelegte Bahn meines Lebens, wenn ich sie auch nur flüchtig durchlaufe, gibt mir Stoff zu schweren Vorwürfen, die ich mir mache. Oft scheint es mir klar wie der Sonne Licht, des Menschen Bestimmung müße eine höhere, eine beßere seyn, als bloß zu genießen — zu zerstören. Allein, wo das Ziel jenes heißen Strebens meiner Seele — wo die Quelle finden, den brennenden Durst zu löschen? — Thoren suchten sie in finstern abstrakten Studien, allein gar sinnig erscheint hier das Märchen von **Johann Faust** —

Ruhe und Befriedigung des unruhigen Geistes, nimmer mögen sie aus Folianten zu schöpfen seyn.

Mich zu zerstreuen, beschäftige ich mich jetzt viel mit Lektüre; gestern las ich die Ansichten eines unserer genialsten Köpfe über den eigentlichen Sinn eines Don Juan'schen Charakters; doch sollst du mich ganz verstehen, muß ich einige kurze Stellen dir mittheilen. Der sinnige Verfasser schreibt unter anderm: „Den Don Juan stattete die Natur, wie ihrer Schoßkinder liebstes, mit allem aus, was den Menschen, in näherer Verwandtschaft mit dem Göttlichen über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn sie gelten sollen, sich erst ein Zähler stellen muß, aus der Werkstätte geschleudert werden, erhebt; was ihn bestimmt, zu besiegen, zu herrschen. Ein kräftiger, herrlicher Körper, eine Bildung, woraus der Funke

hervorstrahlt, der die Ahnungen des Höchsten entzündend, in die Brust fiel; ein tiefes Gemüth, ein schnell ergreifender Verstand. — Aber das ist die entsetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menschen aufzulauern, und ihm selbst in dem Streben nach dem Höchsten, worin er seine göttliche Natur ausspricht, böse Fallstricke zu legen. Dieser Conflict der göttlichen und der dämonischen Kräfte erzeugt den Begriff des irdischen, so wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdischen Lebens. — Don Juan begeisterten die Ansprüche auf das Leben, die seine körperliche und geistige Organisation herbeiführte, und ein ewig brennendes Sehnen, von dem sein Blut siedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Rast alle Erscheinungen der irdischen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend! — Es gibt hier auf Erden wohl nichts, was den Menschen in seiner innig-

sten Natur so hinaufsteigert, als die Liebe; sie ist es, die so geheimnißvoll Elemente des Daseyns zerstört und verklärt, was Wunder also, daß Juan in der Liebe die Sehnsucht, die seine Brust zerriß, zu stillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Kopf warf? —

In Juans Gemüth kam durch des Erbfeindes List der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes, schon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmlische Verheißung in unserer Brust wohnt, und eben jene unendliche Sehnsucht ist, die uns mit dem Ueberirdischen in unmittelbaren Rapport setzt. Vom schönen Weib zum schönern rastlos fliehend; bis zum Ueberdruß, bis zur zerstörenden Trunkenheit ihrer Reize mit der glühendsten Inbrunst genießend, immer in der Wahl sich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt

alles irrdische Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menschen verachtete, lehnte er sich auch gegen die Erscheinung auf, die ihm als das höchste im Leben geltend, so bitter getäuscht hatte.

Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung seiner Sinnlichkeit, sondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer."

Hier entsank das Buch meinen Händen, ein kalter Schauer durchbebte meine Fibern, in meinem Innern fing es an, auf eine furchtbare Weise zu tagen. Wie, rief ich mir selbst zu, Unglücklicher! wenn auch du in der Schlinge des schrecklichen Dämons schmachtetest? — sind es nicht die leisesten Gefühle deines Flammenbusens, welche eine profane Hand hier niederschrieb? — Eduard, Eduard! wenn du recht gehabt hättest? — Oft, guter Junge! sagtest du an meinem Herzen weinend, mit andern Worten zwar, mir ähnliches über

einen Zustand, oft prophezeihtest du mir ein einstiges schreckliches Erwachen — wie, wenn der Augenblick jenes Erwachens jetzt schon gekommen wäre? vielleicht wäre es noch nicht zu spät!

Doch eine solch' erbärmliche Kreatur bleibt der hochgerühmte Mensch — schwach, zweifelhaft, der Macht des Momentes unterthan. Schon heute sehe ich alles wieder aus einem andern Gesichtspunkte an: oft hörte ich, die stolzen Herren der Schöpfung alle seyen Sklaven ihres Magens; der Hunger mache schwach, empfindlich und so weiter. — Der böse Traum wird vorübergehen und darf ich nur wieder satt mich essen und perlenden Nektar nippen, halte ich sonder Zweifel Freund Epikur für den größten aller Philosophen, welcher je gelebt.

Noch etwas, lieber Eduard; habe ich auf dem Herzen; denn du weißt wohl, bin ich einmal im Zuge, kann ich dir nichts verschweigen. Vorige Woche, als ich mich in der Ab-

sicht, schon die hungrige Kur zu gebrauchen, hieher verfügte, trat mir auf dem Flur der belle etage ein Mädchen entgegen — nein, ich sage dir, solche reizende Huldgestalt habe nimmermehr gesehen, und nie machte eine Dame im ersten Augenblick diesen Eindruck auf mich.

Mehr klein, als groß, gar zierlich und fein gebaut, das unschuldvollste Gesichtchen eines Engels, in der Haltung natürliche Würde und Majestät, welche sichtlich kein Tanzmeimeister bisher verhunzte, so stand das liebliche Geschöpfchen vor mir. Zum erstenmale in meinem Leben hatte ich keine Worte, ein Mädchen anzusprechen, ich verneigte mich stumm, sie dankte dann eben so und wurde roth, noch einmal sah ich mich nach der Grazie um, ich wußte nicht, wo sie geblieben, sie war verschwunden. Der alte Emmerich mußte sich nach dem Mädchen erkundigen. Sie ist eines Predigers Tochter aus Winkelsee. — Du weißt ja,

das Dorf gehört meinem Grenznachbar, und ist nur vier Meilen von unserm Hauptgute entfernt. — Ihr Vater ist schon seit mehrern Jahren todt, seit jener Zeit lebte sie mit ihrer Mutter im Geburtsorte, im Hause des neuen Predigers; doch eine verwickelte Prozeßgeschichte führte Mutter und Tochter in die Hauptstadt, wo sie kurze Zeit erst weilen.

Erschrick nur nicht, guter Eduard! ich verspreche es Dir, so wie ich genese, gebe ich diese Wohnung auf, gewiß ich will sie nicht wieder sehen! gewiß nicht! Der Gedanke, diese zarte Lilie zu pflücken, ist mir noch nicht in den Sinn gekommen, ich hüte mich vor ihm, wie vor Hochverrath, allein ich kann der Huldgestalt Bild nicht los werden, immer umschwebt es mich.

Gerade ruft mich Emmerich ins Bad. Ich muß schließen. Lebe wohl.

(Des Majors Jugendfreundes Antwort auf diesen Brief ist in meinen Händen, ich will sie aber nicht abdrucken lassen, weil sie zur eigentlichen Geschichtserzählung nicht gehört. Eduard schrieb an den genialen, aber leichtsinnigen Jüngling so, wie es von einem Manne vom festen Character und moralischen Grundsätzen zu erwarten war. In der übrigen Korrespondenz fand eine Unterbrechung von beinahe zwei Monaten statt; endlich erhielt die liebenswürdige Fanny folgenden Brief.)

4.

Kätchen an Fanny.

Ich machte Dir, meine theuerste Freundinn! neulich recht bittere Vorwürfe, über Deine Saumseligkeit im Schreiben und siehe da — nun habe ich mich desselben Fehlers halber anzuklagen, den ich Dir Schuld gab, doch Väterchen sagt: so pflege es dem Menschen oft zu gehen.

Indeß, meine süße Fanny! wirst Du mir, wie ich hoffe, gerne verzeihen, wenn ich Dir werde erzählt haben, welche, für meine kleine Person wichtige Begebenheit, in dem engen Zeitraume von wenigen Wochen nur, mich hinderten, meine Gedanken am Schreibtische zu sammeln. Ich habe Dir so viel zu sagen daß ich gar nicht weiß, wie und womit ich beginnen soll, und das beste wird daher wohl bleiben, wenn ich mich in meinem Vortrage der hochbelobten Ordnung befleißige.

Ich empfieng Deinen letzten Brief gerade, als ich mit meinen lieben Eltern beim Mittagbrode saß, ich mußte ihn laut vorlesen, und nachdem ich geendet hatte, sprach Väterchen: „welch' verständige, welch' fein fühlende und welch' eine zartsinnige Jungfrau ist unsere Franziska doch; und du Käthchen!" — fuhr er redend fort, indem er mir einen ernsten Blick zuwarf — „wie leichtsinnig und unbedachtsam mußt Du geschrieben ha-

ben, da es der nachsichtigen Jugendfreundinn selbst auffiel?“ —

Glaube mir gute Fanny! ich war auf das Lob, welches Dir mein Vater mit Recht zollte, gewiß nicht neidisch, und mein Herz stimmte im vollen Maaße in dasselbe ein, alle meine Fehler standen in diesem Augenblicke so grell vor mir, und ich fühlte so sehr, wie wenig ich, mit Dir verglichen, bin, daß mir heiße Thränen aus den Augen stürtzten.

Laut schluchzend sank ich an des würdigen Greisen Brust, indem ich ausrief: Ach, Väterchen! verzeihe mir nur, daß ich so dumm bin, aber ich liebe Dich dennoch ungemein und will Dich auch nimmermehr betrüben.“ — Nun wurde aber auch mein guter Vater weich, er strich mir sanft die Locken aus der Stirne, indem er höchst gerührt sprach: „Du bist mein gutes Kind! mein liebes Kätchen! — und ich möchte nicht,

daß Du anders wärest, als Du einmal bist.“

Doch indem sich die Scene lebhaft meinem Geiste darstellt, muß ich schon wieder heftig weinen, ach wie gut ist mein Väterchen doch! und er hatte Recht, ich bin ein leichtsinniges und einfältiges Mädchen. Aber, beste Fanny! ich bin zur Erkenntniß gekommen, nein nimmermehr sehne ich mich nach Eurer Hauptstadt, denn das Gemälde, welches Du mir von dem hochstädtischen Leben entworfen, hat mir die Augen geöffnet, und wie lieb, ach wie sehr lieb ist mir jetzt mein stilles Dörfchen.

Ich sehe Dich lächeln, Du Lose! und Du glaubst sicher nicht an die Aufrichtigkeit der schnellen Umwandlung meiner Denkart — aber nur Geduld! hast Du erst meinen ganzen Brief gelesen, wird Dir alles schon klar werden, indeß — ein wenig weit ausholen muß ich nothwendigerweise freilich.

Du weißt, ich habe Revierförsters nie wohl leiden mögen. Die Frau ist eine Klatsche und ihr liebstes Vergnügen blieb es stets, Unfrieden zu stiften. Der Förster aber kann Niemanden frei in's Gesicht sehen, und vermochte es nie mit Fröhlichen fröhlich zu seyn. Kam auf den Mann die Rede, schwieg mein Väterchen immer mäuschenstill, und Du weißt, dieß thut er nur, wenn er von Jemanden gar nichts Gutes zu sagen weiß.

Man zischelte sich von Försters schon lange im Dorfe dieses und jenes in die Ohren, allein Väterchen sprach: Man müsse darauf nicht hören; nun ist doch alles heraus. Stell Dir einmal vor, gute Fanny! der alte Förster hat sich an der herrschaftlichen Kasse vergriffen, und im Forste Holz zu seinem eignem Vortheile verkauft. Knall und Fall wurde er abgesetzt und arretirt noch dazu, und die ganze unglückliche Familie befindet sich seit mehrern Wochen nicht

mehr im Dorfe. Dagegen kam gleich nach des Alten Absetzung der neue Förster nach Winkelsee. Er nennt sich Wolf, war bisher Feldjäger in Deiner Hauptstadt, und ist ein recht feiner und hübscher, kaum vier und zwanzigjähriger Mann.

Gleich den Tag nach seiner Ankunft machte Herr Wolf bei Väterchen seinen Besuch. Ich hatte gerade ein paar Tage vorher Deinen lieben Brief erhalten, und da fiel mir dann die Beschreibung ein, welche Du mir von Deinen jungen Herren der Hauptstadt gemacht hast. Nun dachte ich bei mir selbst, das wird auch solch' ein Zeisig seyn, der den armen Mädchen nur Herzleid zufügen mag, und ich beschloß schon, so lange er gegenwärtig seyn würde, gar nicht in die Stube zu gehen, aber bald rief mich Väterchen, und Du weißt wohl, er versteht in derlei Fällen keinen Spaß. Ich mußte dem Rufe folgen, aber ich zitterte dabei am ganzen Leibe.

Als ich in das Zimmer getreten war, wußte ich nicht, wie mir geschah. Alle Angst war plötzlich verschwunden, und ich konnte mich vor dem Fremden gar nicht fürchten. Er blickte mich mit so ehrlichen Augen an, und sprach dabei so höflich und bescheiden, daß ich gleich meinen Kopf daran hätte wetten wollen, er gehöre nicht zu jenen jungen Großstädtern, welche sich, wenn die Komödie zu Ende, vor die Thür des Theaters stellen, um durch ihre Unverschämheit, meine gute Fanny in Verlegenheit zu setzen.

Du kannst gar nicht glauben, liebe Fanny! wie mir das Herz im Leibe hüpfte, als ich Väterchen günstig vom neuen Förster urtheilen hörte, denn mir hatte der Mann vom ersten Augenblicke an recht gut gefallen. Er ist recht klug, und dabei so sanft und traulich, daß ich ihm gleich so gut seyn mußte, als ob er mein leiblicher Bruder wäre. Uebrigens schien sich der Herr Förster auch gerne

mit mir dummen Landmädchen zu unterhalten; denn als er neulich, früher wie gewöhnlich, Nachmittags kam, und Väterchen gerade einen Kranken besucht hatte, Mütterchen aber, emsig wie sie immer ist, in ihrem Haushalte beschäftiget war, ging er zu mir in den Garten. Ich fragte ihn, da er auch gerade aus der Hauptstadt komme, ob er dich kenne. Er verneinte es und versicherte: in jener Stadt wohnten oft Menschen lang in einem und demselben Hause, ohne sich anders als vom Sehen zu kennen. Ich erstaunte nicht wenig darüber, daß die Menschen so wenig umgänglich seyen; allein Herr Wolf lächelte und meinte, ein solch reines Naturkind, wie ich sey, könne freilich von der Lebens- und Sittenweise der Großstädter keine klaren Begriffe sich machen. Ei da irren sie sich doch, mein lieber Herr Wolf! rief ich aus; ich weiß recht gut wie sie es dort treiben, und mit diesen Wor-

ten zog ich deinen lieben Brief, den ich beständig auf dem Busen trage, hervor, und las ihm deine Schilderei der Großstädter daraus vor. Wolf hörte sehr aufmerksam zu, und als ich geendet hatte, sprach er: „Ihre Freundinn ist eine sehr sinnige und scharfe Beobachterinn, denn das Bild, welches sie von den Bewohnern der Hauptstadt entwarf, ist im Ganzen treu und richtig, wenn es schon auch dort gar brave und herrliche Menschen gibt, wie man dagegen wieder mitten im Schooße der ländlichen Natur Unsittliche und Verbildete findet."

Sie haben vernommen, nahm ich das Wort, daß meine gute Fanny von den Vornehmsten kein Urtheil zu fällen wagt, desto begieriger aber bin ich, jetzt ein solches von Ihnen zu hören, da Ihre Verhältnisse Ihnen doch Gelegenheit gegeben haben müßen, die Großen in der Nähe zu beobachten.

„Unser König, mein Fräulein! hob Wolf an, ist einer der besten und hochherzigsten Menschen. Er will nur das Gute, und der Unterthanen Glück, die er alle wie seine Kinder liebt, bleibt sein eifrigster Wunsch.

Diese hohe Rechtlichkeit und ein seltener Sinn für einfache Häuslichkeit bilden die Grundzüge zu des Monarchen Character; unser Hof und Adel — sie gehörten gewiß nicht zu den schlimmsten, indeß wissen Sie wohl daß der sinnige Kleist schon sang:

„Ruhm, Reichthum, Pracht, des Hofs Beschwerde
Vom Volk verehrt,
Ist Wahn und nicht des Herrn der Erde,
Des Weisen werth."

Nun, mich freut nur — erwiederte ich — daß der König ein so herrlicher Mann ist, denn vom Fürsten des Lands ganz allein — spricht mein Väterchen — hängt ja das Wohl des Volkes ab.

ten zog ich deinen lieben Brief, den ich beständig auf dem Busen trage, hervor, und las ihm deine Schilderei der Großstädter daraus vor. Wolf hörte sehr aufmerksam zu, und als ich geendet hatte, sprach er: „Ihre Freundinn ist eine sehr sinnige und scharfe Beobachterinn, denn das Bild, welches sie von den Bewohnern der Hauptstadt entwarf, ist im Ganzen treu und richtig, wenn es schon auch dort gar brave und herrliche Menschen gibt, wie man dagegen wieder mitten im Schooße der ländlichen Natur Unsittliche und Verbildete findet.“

Sie haben vernommen, nahm ich das Wort, daß meine gute Fanny von den Vornehmsten kein Urtheil zu fällen wagt, desto begieriger aber bin ich, jetzt ein solches von Ihnen zu hören, da Ihre Verhältnisse Ihnen doch Gelegenheit gegeben haben müßen, die Großen in der Nähe zu beobachten.

„Unser König, mein Fräulein! hob Wolf an, ist einer der besten und hochherzigsten Menschen. Er will nur das Gute, und der Unterthanen Glück, die er alle wie seine Kinder liebt, bleibt sein eifrigster Wunsch.

Diese hohe Rechtlichkeit und ein seltener Sinn für einfache Häuslichkeit bilden die Grundzüge zu des Monarchen Character; unser Hof und Adel — sie gehörten gewiß nicht zu den schlimmsten, indeß wissen Sie wohl daß der sinnige Kleist schon sang:

„Ruhm, Reichthum, Pracht, des Hofs Beschwerde
Vom Volk verehrt,
Ist Wahn und nicht des Herrn der Erde,
Des Weisen werth.“

Nun, mich freut nur — erwiederte ich — daß der König ein so herrlicher Mann ist, denn vom Fürsten des Lands ganz allein — spricht mein Väterchen — hängt ja das Wohl des Volkes ab.

Wolf sah mir mit einem seelenvollen Blicke ins Auge, legte seine Hand auf die meine, indem er bewegt ausrief: „Wie gut sind Sie, mein theures Kätchen!“ Ich sage Dir, liebe Fanny! mir wurde ganz wunderlich zu Muthe, als Wolf mich Kätchen nannte, und mein Gesicht glühte über und über. Väterchen oder die gute Mutter rufen mir des Tages hundertmal: Kätchen! allein noch nie bemächtigten sich meiner, wenn ich den Namen nennen hörte, so sonderbare Gefühle, als in diesem Augenblicke.

Nach einer Pause drückte Wolf meine Hand, die ich, in der Zerstreuung, noch immer in der seinigen gelassen hatte, an sein Herz, und indem er mir wieder ganz absonderlich in die Augen sah, sprach er: „Ach Sie liebes gutes Kätchen! wie glücklich wird einst der Mann seyn, welcher Sie als Gattin in seine Arme schließt.“

Ich weiß wahrhaft nicht, beste Fanny!

wie es kam, allein plötzlich brachen mir jetzt die Thränen aus den Augen und ich fieng an zu weinen, wie ein kleines Kind. Als Wolf dieses sah, stand er auf. „Betrüben, gutes Kätchen!“ — redete er mir sanft zu, — „wollte ich Sie nicht, allein sagen muß ich Ihnen noch: wäre Ihr Herz frei und könnten Sie mir ein wenig gut seyn, ich hielte mich für einen Seligen.“

Mit diesen Worten verließ er mich und ging schnell nach dem Hause. Ich saß noch lange, wie eine Träumende, denn was ich eigentlich dachte, weiß ich selbst nicht, bis endlich, als die Nacht einbrach, die Mutter mich abrief.

Wolf war bereits weggegangen, und Väterchen, nun schon gewohnt jeden Abend in seiner Gesellschaft zuzubringen, wunderte sich darüber; ich fühlte, daß meine Wangen wieder glüheten, wie Feuer, und als mich die gute Mutter über dieses und jenes be=

fragte und mir kleine häusliche Verrichtungen auftrug, gab ich solche konfuse Antworten und machte solche dumme Streiche, daß sie mich voll Verwunderung ansah und ein Paarmal fragte: „Aber Mädchen! was ist dir denn heute?“ Des andern Tages war gerade Sonntag. Wolf erschien in seiner neuen hellgrünen Uniform in der Kirche. Er nahm sich recht stattlich aus; allein, ob er schon gerade mir gegenüberstand, getraute ich mir doch kein Auge aufzuschlagen, indeß merkte ich wohl, daß mein Gesicht bis an die Ohrenläppchen mit Scharlach überzogen seyn mochte.

Nach geendigtem Gottesdienst kam der Förster in unsere Wohnung und Väterchen schloß sich mit ihm in seiner Studierstube ein. Wohl zwei volle Stunden mochten sie beisammen gewesen seyn, und ich kann Dir nicht verhelen, daß ich während dieser Zeit recht ängstlich und unruhig war, denn eine ge-

heime Ahnung flüsterte mir immer zu: „jetzt reden sie gewiß von dir.“

Der Vater war bei Tische sehr ernst und nachdenkend und aß wenig, wie auch mir kein Bissen munden wollte.

Mütterchen fragte: Vater! ich weiß gar nicht, wie du mir heute vorkömmst, ist dir Unangenehmes begegnet?

„Dieses nun gerade nicht, erwiederte der Vater, aber ernsthafte Dinge beschäftigen mich. Herr Wolf, unser neuer Förster, hat so eben um unser Kätchen angehalten.“

Ich sage Dir, Herzens Fanny! ich saß da, wie vom Blitze gerührt, und die ganze Stube drehte sich mit mir im Kreise. Auch meine Mutter war sichtbar überrascht, sie ließ die Gabel fallen, und saß einige Minuten unbeweglich, dann aber sah ich, daß sie recht behaglich lächelte — endlich sprach sie: Hm — von der Sache ließ sich reden, wir behielten unser Kind im Dorfe,

der Förster hat sein gutes Brod, und gefällt mir überhaupt nicht übel.

„Hier, Mutter,“ — nahm der Vater das Wort — „kann aber nicht die Rede davon seyn, ob der junge Mann dir und mir gefällt; es kömmt lediglich nur darauf an, ob unsers Kätchens Herz für Wolfen spricht, und ob sie glaubt an seiner Hand glücklich seyn zu können?“

Nun weißt Du wohl gute Fanny! daß mir, von Jugend auf, die häßliche Unart anklebte, bei allen ungewöhnlichen Vorfällen, sie mögen nun freudiger oder trauriger Natur seyn, sogleich weinen zu müssen, und dieses war denn auch jetzt der Fall — ich war nicht vermögend ein Wort vorzubringen. Sonst pflegte mich Väterchen bei solchen Gelegenheiten meines kindischen Benehmens halber zu schelten — doch heute war es anders. Er legte seine Hand auf meine, indem er voll sanften Ernstes zu mir sprach: „Liebes Kätchen! es ist gar ein

wichtiger Schritt, das Schicksal des ganzen Lebens an jenes eines Andern zu fesseln, darum übereile dich nicht und prüfe genau dein Herz und den Mann, welcher darum wirbt. Ich rathe dir nicht ab, nicht zu — Du selbst mußt entscheiden. Heute aber mag ich deinen Entschluß nicht hören, doch bereite dich, mir ihn in acht Tagen sagen zu können."

Mir war die Brust so enge, daß ich kaum Odem schöpfen konnte, und ich dankte meinem Gotte, als nun Vater sogleich anfing, von andern Dingen zu sprechen.

Abends kam Wolf, und es schien mir, als ob wir beide etwas verlegen gewesen wären, doch die alte Traulichkeit stellte sich nun bald wieder her, und es war von der Sache nicht weiter die Rede.

Am folgenden Sonntage, als wir aus der Kirche gekommen waren, rief mich Vater in seine Stube. „Mein gutes Kind! hub er an,

sage nun deinem besten, deinem väterlichen Freunde recht aufrichtig, hast du dich geprüft, glaubst du Wolfen gut, und als seine Gattinn dereinst glücklich seyn zu können? — Es wurde mir, liebe Fanny! wohl ein Bißchen schwer, die Frage zu beantworten, aber lügen mochte ich nicht, und da sprach ich denn ein ganz leises: Ja!

Jetzt schloß mich Väterchen recht liebevoll in seine Arme, indem er ausrief: Nun denn, mein Kind, so möge Gott deinen Entschluß segnen.

Ich bat den guten Vater recht sehr, es doch Herrn Wolf nicht zu sagen, daß ich ihm so gut sey, denn ich müßte mich ja sonst zu Tode schämen, aber Väterchen lächelte, und meinte: ich möchte mich nur beruhigen, es würde schon alles recht werden.

Allein Vater muß doch wohl geplaudert haben, denn als ich Nachmittags wieder im Garten war, um nach meinen gefüllten

Veilchen zu sehen, kam plötzlich Wolf zu mir; sein Gesicht glühte, seine schönen Augen funkelten und er sagte: er fühle sich zum Himmel erhoben, und er werde mich auf den Händen tragen.

Doch, theure Freundinn, wenn ich alles erzählen wollte, was der gute Fritz seitdem mir gesagt hat, und was ich ihm wieder sagte, könnte ich bis Morgen früh schreiben, und ich sehe wohl ein, daß ich mich nun kurz fassen muß.

Wolf wollte mich gleich vom Flecke weg heirathen, und wenn es nun nicht einmal anders hätte seyn können, würde ich mich darein gefunden haben; allein Väterchen meinte, das ginge nicht an, wir müßten uns erst genauer kennen lernen, und mit der Hochzeit habe es Zeit, bis der Sommer vorüber sey, auch hat er neulich zur Mutter gesagt: er wolle erst einem Jugendfreund in der Residenz schreiben, der soll sich genau

nach des Försters frühern Lebensverhältnissen und Aufführung erkundigen; auch spricht Mutter: sie laße mich nicht aus dem Hause, bis eine feine Ausstattung angefertiget wäre.

Nun ist die Mutter wohl recht gut, und Väterchen ein kluger Mann, allein Wolf sagt immer: mit der Ausstattung hätte es gute Wege, so viel wir im Anfange an Geräthschaften brauchten, habe er; und die weitläufigen Schreibereien halte ich ganz für überflüßig, denn das Leben wollte ich verwetten, daß mein Fritz ein guter Mensch ist, und daß er gewiß in seinem Leben nicht Böses gethan hat.

Du kannst es glauben, liebe Fanny! ich bin recht glücklich, wenn mir schon oft alles vorkömmt, wie ein schöner Traum. Mein einziger Wunsch bleibt nur, daß sich gleich ein hübscher Junge melden möchte, dem Du so gut seyn könntest, wie ich Fritzen und der Dich dann mit mir zu=

gleich an das Altar führen wollte; ach, das wäre eine Freude! — Wenn dich etwa ein Feldjäger heirathen will, liebe Fanny! dann besinne Dich nur nicht lange, denn wenn sie alle meinem Fritz gleichen, müßen sie gar brave und charmante Menschen seyn — die Herrn Feldjäger.

5.

Fanny an Kätchen.

Nicht eine Laune — eine Gunst des Schicksals möchte ich es nennen, daß wir beide zu gleicher Zeit einer Bestimmung entgegengehen, welche man nun einmal jene unsers Geschlechts nennt.

Ueberraschte mich die Nachricht, Du seyest Braut mit einem jungen, braven und hübschen Manne in der That ungemein freudig, so kann ich dagegen erwarten, mein heutiger Brief werde nicht minder angenehm das

gute Kätchen anregen. Aber hast doch Du munteres Mädchen! mir Deine Geschichte, ordentlich systematisch, wie ein Justitiarius, vorgetragen — so muß ich mich nun schon auch in die Verfassung setzen, zusammenhängend zu erzählen. Erinnerst Du Dich wohl noch jenes Husaren-Offiziers, von welchem ich Dir neulich schrieb, daß er mit uns in ein und demselben Hause wohne und sich krank befände.

Wahrlich — so seltsam und verwickelt ist nun einmal der Sterblichen Loos — nicht träumen hätte ich es mir dazumal lassen, wie wichtig der Name: Emil von „Heldernbusch" einst durch meine Ohren bis zur Tiefe des Busens klingen würde.

Der Major unterwarf sich, um seine Gesundheit wieder herzustellen, einer gewissen jetzt sehr gebräuchlichen Kurart, welche in nichts geringerem besteht, als daß der Patient, außer täglich einer Tasse Bouillon, während

sechs Wochen, durchaus keine Nahrungsmittel erhält.

Weißt Du es noch, liebes Kätchen, wie wir uns einst in der Haide vergingen und erst gegen Abend unser Dörfchen wieder finden konnten — wie Du dazumal über Deinen kleinen ungestümen Magen klagtest? — und nun stelle Dir einmal recht lebhaft vor, wie Dir wohl zu Muthe seyn dürfte, wenn man Dir solche lange Zeit nichts anders, als Fleischbrühe, reichen wollte? Schon — die Idee, freiwillig dem schrecklichen Hungertode zu trotzen, ist an und für sich selbst so fürchterlich, daß nur feste und muthige Männer das Wagstück unternehmen, denn von einer Dame, welche sich jener modernen Heilmethode vertraut hätte, ist mir bis jetzt nichts zu Ohren gekommen.

Alle Bewohner des Hauses, nahmen an dem unglücklichen Husaren-Offiziere Antheil, und das will viel sagen, und deutet auf Un-

gewöhnliches, denn in der Regel bekümmert sich hier Niemand um seines Nachbars Wohl und Wehe.

Ließ sich der alte Diener des Majors, ein ehrlicher Kauz, auf dem Flur oder auf der Treppe sehen, gleich wurde er von allen Seiten mit Fragen über das Befinden seines Herrn bestürmt; anfangs lauteten die Gesundheits-Bülletins des treuen Dieners ziemlich günstig, aber bald fieng er an auf die Aerzte zu schimpfen und erzählte: Der arme Herr Major befinde sich so schwach und übel, daß er gar nicht glaube, daß er mit dem Leben davon kommen werde.

Nun ging mich freilich der Husaren-Offizier nichts an, aber man müßte ja doch kein menschliches Herz im Busen tragen, sollten einen die Leiden eines armen Kranken ungerührt lassen, und ich gestehe es Dir aufrichtig, liebes Kätchen, ich mußte immer, ich mochte wollen oder nicht — an den schö-

nen jungen Grafen denken, welcher, trotz seiner Reichthümer, auf solch' elende Weise umkommen sollte.

Auch meine arme Mutter war dazumal gerade unpäßlicher, als jemals, und konnte das Bett gar nicht verlassen; nun habe ich aber oft gehört, der leidende Mensch fühle sich aufgerichtet, wenn er von einem noch unglücklichern höre, als er selbst ist, und aus diesem Grunde erzählte ich der Mutter von dem unglücklichen Husaren-Offizier, welcher mit uns in demselben Hause wohne. Der Name Heldernbusch machte die arme Kranke aufmerksam, und sie sagte mir: Der Major müße der einzige Sohn des verstorbenen Grafen von Heldernbusch seyn, welchem das herrliche Stammschloß Heldernruh, vier Meilen von unserm Winkelsee nur gelegen, gehört. Da der Vater des Offiziers ein großer Gönner, ja ein aufrichtiger Freund sogar, meines seligen

Vaters gewesen seyn soll, nahm die Mutter von nun an gar großen Antheil an dem jungen Grafen, und ich mußte mich täglich nach seinem Befinden erkundigen lassen, allein die Nachrichten lauteten immer ungünstiger, und man fieng gar an zu zweifeln, ob der Patient großer eingetretener Schwächen halber, die böse Kur bis zum Ende durchzuführen werde im Stande seyn.

Eines Morgens — der junge Graf mochte nun schon gegen fünf Wochen lang gehungert haben — saß ich vor der Mutter Bett, ihr ein halbes Stündchen aus einem Erbauungsbuche vorzulesen, als plötzlich heftig an unserer Thür geklingelt wurde. Ich öffnete; sichtbar erschrocken, und verlegen trat ein Mann, in die Uniform der Militerärzte gekleidet, in die Stube.

„Mag es schon ungeziemend seyn, in Ihre Wohnung zu dringen, Frau Predigerinn!" — hub der Doktor an, so hoffe ich doch, daß Sie

entschuldigen werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich so eben meinen Patienten, den Grafen von Heldernbusch, oben in einer tiefen Ohnmacht getroffen habe; der alte Diener muß weggegangen seyn; wenn ich Sie doch bitten dürfte, mir für den Kranken etwas Essig zu reichen."

Mein Gott! rief die Mutter, Fanny! schließe doch den Sekretär auf! gleich rechts in dem kleinen Fache habe ich noch ein Fläschen „vinaigre de quatre voleurs" liegen. Sie werden wissen Herr Doctor —" fuhr sie geschäftig redend fort — „welche herrliche Dienste der köstliche Essig zu leisten vermag? eilen Sie, nehmen Sie — meine Fanny soll Sie zu den armen Kranken hinauf begleiten, Ihnen hülfreiche Hand leisten, ab und zu laufen, wenn Sie noch etwas bedürfen." —

Ich selbst war so erschrocken, daß ich heftig zitterte; ich reichte dem Arzte die Flasche.

Er nahm sie, indem er sprach: Frau Predigerinn von dem vinaigre mache ich dankbar Gebrauch, allein die Begleitung des Fräuleins muß ich verbitten, denn Sie haben wahrscheinlich keinen Begriff davon, wie unangenehm der Aufenthalt in der Krankenstube eines Hungerpatienten ist — „und — fuhr der Doktor nach einer an mich gerichteten verbindlichen Verbeugung redend fort — wie dürfte man solch zarter Huldgestalt dergleichen zumuthen."

Nun, liebes Kätchen, kennst Du ja wohl meine gute wunderliche Mutter; schnell aufgeregt erzeugt ihre reizbare Seele oft die sonderbarsten Ideen, und Widerspruch vermag die arme Kranke nun einmal durchaus nicht zu ertragen.

„Ei, mein Herr Doktor," erwiederte sie empfindlich, „was denken Sie von meinem Kinde, was von meiner Erziehung? Einem schwer Kranken beizustehen, ist ein Werk der

Barmherzigkeit, jedes Christen Pflicht! Erkannten doch selbst die edlen Ritter des heiligen Johannes diesen hohen Beruf — sah man nicht die erhabensten Damen fromm und duldend in Hospitälern weilen? — und eine arme Predigers-Tochter sollte sich schämen an dem Krankenbette eines Unglücklichen hülfreiche Hand zu leisten, dessen Vater noch überdieß der innigste Freund des ihrigen war?

Ich muß Dir gestehen, mein gutes Kätchen! ich empfand nichts desto weniger in meinem Herzen recht wohl die Unschicklichkeit welche, unter allen Umständen, für ein junges Mädchen darin liegt, in die Stube eines kranken jungen Offizieres zu bringen, allein was sollte ich thun? hätte ich Widerstand geleistet, mußte ich befürchten, daß meine arme so ungemein reizbare Kranke von ihren gefährlichen Krämpfen befallen würde, und dann will ich es nicht läugnen — auch in meinem Herzen war großes Mitleid für den jungen

Grafen, und der Wunsch ihm helfen zu können, erwacht. Um mich kurz zu fassen: ich war bereit, dem Arzt zu folgen, welchen zwar mein Entschluß sichtbar verlegener machte, der es aber unter solchen Umständen doch auch nicht mehr wagte, zu widersprechen.

„Mein Gott!“ rief meine gute Mutter jetzt aus, „hier verschwenden wir nun die Zeit mit eitel'm unnützem Wortkram, und oben liegt der unglückliche Graf ohnmächtig, mit dem Tode vielleicht ringend — fort, fort!“

Der Doktor ging — ich folgte ihm, bebend am ganzen Leibe. In der Küche sprach der Arzt: „Mein Fräulein haben Sie wohl eine Kohlenpfanne bei der Hand?“

Ich reichte dem Manne das verlangte Geräth, er füllte es am Feuerheerde selbst mit glühenden Kohlen, dann stieg er die Treppe vorauf — ich trippelte hinterher.

Vor des Grafen Stubenthüre angelangt warf der Doktor mehrere Hände voll Wach=

holderbeeren auf die Kohlen; das Gefäß schnell in weiten Kreisen schwingend, öffnete er die Thüre, und in eine dichte Wolke gehüllt, traten wir beide in das Zimmer.

Der Graf lag, in einen weiten Schlafpelz gehüllt, noch immer ohnmächtig auf seinem Lager.

O Gott, Kätchen wie sah der unglückliche Mann aus! — ich hielt den Kranken in allem Ernste für eine Leiche. Nun weißt du wohl, welches Grauen mich sonst beim Anblicke der Todten erfaßte, allein der Himmel mag wissen, wie es kam — nicht Schauer nicht Furcht vermochte diese scheinbare Leiche in mir zu erwecken. Des Grafen Augen waren geschlossen, der Odem stockte, der ganze Kopf glich dem einer schönen Antinousbüste von weißem Marmel, aber den feinen Mund schien ein wehmüthiges Lächeln zu umzücken, und mir fielen unwillkührlich die schönen Worte aus den Göttern Griechenlands bei:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius
Seine Fackel.“

Der Doktor hatte indessen des Ohnmächtigen Schläfe mit eau de cologne, welches ich ebenfalls mitgebracht hatte, eingerieben, und ihm das Fläschen mit dem vinaigre de quatre voleurs vorgehalten. — Jetzt fing der Graf endlich an, ganz leise zu athmen, dann starrte er mich lange an, — plötzlich aber überflog eine leichte Röthe die blassen Wangen, und wie begeistert rief er aus:

„Engel des Lichtes! stiegst du hernieder, meine Seele zu tragen auf rosigten Wolken in himmlische Höhen?“

Mir wurde so wehmüthig, so sonderbar zu Muthe — Thränen flossen aus meinen Augen. Da lächelte der Kranke sanft, indem er leise sprach: „O, nun sterbe ich gerne, sie, sie ja hat um mich geweint.“

Es flüsterte der Arzt mir in die Ohren: Sie sehen mein Fräulein! er phantasirt, ich bitte, entfernen Sie sich jetzt.

Schnell verließ ich das Gemach, aber nimmermehr wollte das Bild des armen jungen Grafen aus meiner Seele weichen, es umschwebte mich bei Tag und Nacht.

Nach einigen Tagen vernahmen wir, der Husarenoffizier habe mit eiserner Festigkeit die schreckliche Hungerkur bis zur letzten festgesetzten Stunde ausgehalten, nun aber sey auch die sicherste Hoffnung zu seiner gänzlichen Wiedergenesung vorhanden. Wir beide, Mütterchen sowol als ich, freuten uns aufrichtig darüber, daß die Leiden des armen jungen Mannes geendet.

Auch mit meiner guten Mutter Gesundheit fieng es nun, zu meinem höchsten Glücke, an, sich allmählig zu bessern. An einem herrlichen Maimorgen, als die junge Sonne

durch die geöffneten Fenster strahlte, und wohlthätig das Gemach erwärmte, verlangte Mütterchen aufzustehen, nachdem sie wochenlang das Lager nicht hatte verlassen können.

Ich kleidete die Kranke recht sorgfältig und warm an, und setzte sie auf den Sopha. Gerade hatte ich das Geschäft geendet, da wurde an die Thür gepocht. Ich öffnete, und der Graf von Heldernbusch in voller Husaren-Uniform trat ein. Ehrerbietig verbeugte er sich gegen die Mutter, artig zu mir.

Mütterchen nöthigte den Major, auf dem Sopha neben ihr Platz zu nehmen, und nachdem es geschehen war, ließ sich also der Offizier vernehmen: „Frau Predigerinn! Sie und ihr Fräulein Tochter haben mir während meiner Krankheit Theilnahme gezeigt und Hülfe geleistet, daher ich es, nun genesen, für eine heilige Pflicht halte, Ihnen deßhalb zu danken.

Im Verfolge des Gespräches klärte es sich

auf, daß Mütterchen keineswegs geirret hatte. Der Graf ist Lehnsherr von Heldernruh', und der einzige Sohn des ehemaligen Jugendfreundes meines Vaters.

Oft hatte Mütterchen den Offizier noch als Kind auf ihren Armen getragen und als Knabe war der junge Graf mit seinem seligen Vater häufig bei uns in Winkelsee gewesen, dessen er sich nun auch noch äußerst lebhaft erinnerte. Dieser Umstand entfernte schnell alle Fremdheit und die Unterhaltung machte sich sehr traulich. Der Graf blieb zwei volle Stunden, und sich entfernend, bat er um Erlaubniß, uns recht oft besuchen zu dürfen, welche ihm Mütterchen mit ihrer angebornen gutmüthigen Freundlichkeit auch sogleich zugestand.

Dieser Husaren=Offizier ist der schönste, einnehmendste und geistreichste Mann, welchen ich bis jetzt habe kennen lernen.

Die Blässe des Gesichtes, eine Folge der

bösen überstandenen Hungerkur, machte ihn um so interessanter, und ich fühlte, daß noch nie ein Jüngling solchen Eindruck auf mich gemacht, daher ich mir gelobte, vorsichtig mein Herz zu bewahren. Von nun an besuchte uns der Graf häufig, ja bald sogar täglich.

Er schien seine ganze Lebensweise geändert zu haben und im strengsten Sinne des Wortes ein ordentlicher Mann nun werden zu wollen. Mir blieb es stets ein Räthsel, daß dieser sanfte und gefühlvolle Jüngling einst ein Wüstling der schrecklichsten Art gewesen seyn sollte.

Als der Offizier eines Nachmittags uns wieder besuchte, schlief Mütterchen gerade im Nebenzimmer. Heldernbusch schien mir heute ungewöhnlich weich und bewegt; aber denke dir, wie überraschend es mir seyn mußte, als er mir ohngefähr in denselben Worten, wie einst Dein Wolf Dir im Garten, Liebe bekannte.

Meine Gefühle in diesem Augenblicke wa=

ren den Deinen ähnlich, doch was schreibe ich — Deine Verhältnisse waren denen Wolfs gleich; aber welche Kluft trennt des armen Predigers Tochter von einem der reichsten Edelleute, aus einer der ältesten Familien des Landes!

Als ich mühsam meine Fassung wieder erlangt hatte, war der Graf verschwunden. Von der Stimmung in der er mich zurück ließ, schweige ich, denn leicht wirst Du dieselbe Dir begreiflich zu machen vermögen.

Des andern Tages gegen Mittag, der Zeit, zu welcher uns Heldernbusch zu besuchen pflegte, machte ich mir mit Vorbedacht in der Nebenstube beim Stickramen Beschäftigung, denn mir war der Gedanke peinlich, jetzt dem gefährlichen Manne entgegen treten zu müssen.

Der Mutter hatte ich von Allem nichts sagen wollen, aus Furcht, die unerwartete Nachricht möchte nachtheilig auf ihre noch immer sehr schwache Gesundheit wirken.

Der Graf erschien. Mütterchen befand sich allein in der Vorderstube; die Thür des Zimmers, in welchem ich saß, war nur angelehnt, ich konnte jedes Wort vernehmen.

„Gut, Frau Predigerinn," hub der Major an, „daß ich Sie allein treffe, ich habe wichtiges mit Ihnen zu sprechen." Man nahm Platz.

„Viele Umstände, Frau Predigerinn," sprach nun der Graf, „mache ich in keiner Sache, und was ich Ihnen zu sagen habe, ist mit wenigen Worten abgemacht. Ich liebe ihre Fanny unaussprechlich, und ist auch sie mir gut, so bitte ich nun um ihre Hand."

O Gott, Kätchen, wie flog mein Busen beim Anhören dieser Worte! doch gerade Du wirst mich begreifen; denn erinnere Dich nur, wie Dir zu Muthe war, als dein Väterchen beim Mittagbrode sprach: „Der Förster will unser Kätchen heirathen." Lange blieb meine Mutter dem Grafen die Antwort schuldig; Erstaunen mochte ihre Zunge fesseln. Endlich

erwiederte sie mit Würde: Herr Graf, ich traue Ihnen zu viel Edelmuth zu, als daß ich fürchten möchte, sie wollten mit der Ruhe einer armen kleinen Familie spaßen, und doch wird es mir anderwärts wieder unmöglich, hier an Ernst glauben zu können. Sie, der letzte Sprößling eines der edelsten Geschlechter — „Eben darum, Frau Predigerinn,“ — unterbrach hier der Major meine Mutter lebhaft — eben darum halte ich es für Pflicht, meinen Namen mit einer der edelsten Töchter meines Landes fortzupflanzen, und eine solche ist gerade Ihre liebe gute Fanny.“ —

Genug theures Kätchen! auch meine Sinne fiengen an, sich zu verwirren und Stickramen und Stube schienen sich auch mit mir im Kreise zu drehen.

Noch lange und viel sprachen der Graf und meine gute Mutter, allein das meiste ist mir entfallen, nur so viel wurde mir klar, daß Heldernbusch auf jeden denkbaren

Einwurf gefaßt war und sichtbar in der ganzen Sache mit reifer Ueberlegung zu Werke ging. Endlich entfernte sich der Graf. Meine gute Mutter kam zu mir in die Nebenstube; laut schluchzend sank ich in ihre Arme.

„Die Vorsicht, mein gutes Kind — sprach sie mit höchst bewegter Stimme — scheint deine Tugend auf eine ausgezeichnete Weise belohnen zu wollen.“ —

Ich habe gehört, beste Mutter, rief ich aus; aber bedenken sie die Ungleichheit des Standes die frühern Ausschweifungen des Grafen — läßt sich hier für mich wohl wahres Glück erwarten? Sanft und ernst ließ sich Mütterchen vernehmen: „Höre mir aufmerksam zu, mein Kind! — Allerdings sah man wenige Ehen glücklich ausschlagen, welche Vornehme mit bürgerlichen Mädchen geschlossen hatten. Allein welche Gründe pflegen solche Verbindungen in der Regel zu motiviren? — Größten=

theils locken die Schäze solcher Mädchen nur verarmte Edelleute an. Hier ist es anders. Der Graf ist einer der reichsten Kavaliere des Landes, du eine arme Jungfrau."

„Glaube mir, ich habe den Major durchschaut, über die Vorurtheile seines Standes ist er ganz erhaben, wie es auch einst sein würdiger seliger Vater war. Daß der junge Offizier früher ein Wüstling war, läßt sich freilich leider nicht bezweifeln, aber, mein gutes Kind, unser Geschlecht muß hier schon gewöhnlich gar große Nachsicht üben, die Verführung für Jünglinge dieses Standes ist zu lockend, zu groß — und gerade die von Natur am reichsten begabten erliegen zuerst und im vollen Maaße. Was vor Abschluß der Ehe geschah, müssen vernünftige Frauen vergessen lernen, und die Erfahrung hat es bewiesen, gerade die berüchtigsten Wildfänge — ist nur der eigentliche Stoff ihres Herzens edel — sie werden nicht selten die treuesten, die soli-

desten Gatten. Sollte es Dir, dem sinnigen Mädchen, entgangen seyn, daß unserm Heldernbusch eigentlich ein vortreffliches Herz — ein reges Gefühl für alles Edle, Große, Schöne und Gute im heißen Busen wohnt?"

— Doch," fuhr meine Mutter nach einer Pause in ihrer Rede fort, „alle diese Ansichten können und dürfen dich nicht bestimmen, wenn dein eignes Herz für den Mann nicht spricht."

Es hat bereits gesprochen — gute Mutter, lispelte ich, indem ich mein glühendes Herz an ihrem Busen verbarg.

Aber, theures Kätchen, deine neulich gemachte Erfahrung — sie wird nun auch die meinige.

Es scheint, wir Mädchen alle können in Dingen, welche uns so nahe berühren, schwer ein Ende finden, und ich fühle nun wohl, daß auch ich mich kurz fassen muß, wenn mein

Brief an die Freundinn nicht den Umfang einer diplomatischen Depesche erhalten soll.

Heldernbusch hatte sich gar genau die Zeit gemerkt, in welcher meine gute Mutter Mittagsruhe zu halten pflegt, und erschien des andern Tages genau zu jener Stunde. Ich trat dem Grafen anfangs mit niedergeschlagenen Augen und nicht sonder Verlegenheit entgegen, — allein er ergriff meine Hand, sah mich mit seinen großen schönen Augen so treuherzig und bittend an; mit einem Worte, ich weiß nicht, wie es kam, plötzlich lag ich in seinen Armen und seine heißen Lippen brannten auf meinen Munde. Auch die Männer scheinen sich in einigen Verhältnissen zu gleichen; wie dein Wolf wollte nun der Graf sogleich Hochzeit machen.

Meine gute Mutter schien geneigt, seinen glühenden Wünschen nachgeben zu wollen, allein ich war es hier, welche sich ernsthaft widersetzte. Wichtigere und andere Rücksich-

ten habe ich bei meiner vorhabenden Verbindung zu nehmen, als Du bei der Deinen gutes Kätchen! Mein Emil flatterte lange, ein leichtsinniger Schmetterling, von einer Blume zur andern, ich muß nun vorerst zu der festen Ueberzeugung gelangen, ob er fähig ist, für immer in einem stillen Thale bei einem bescheidenen Veilchen zu haften.

Doch bald hätte ich dasjenige vergessen, was gerade für dich das Wichtigste seyn wird. Der Graf kennt deinen Wolf ganz genau; er stand in den letzten Kriegen gegen Frankreich, als reitender freiwilliger Jäger, bei des Majors Regiment und dieser kann nicht genug zu seinem Lobe sagen.

Wolf, spricht der Graf, gehört zu den wenigen Jünglingen, welchen, bei dem lebhaftesten Gefühle und der heißesten Phantasie, eine Consequenz und Characterfestigkeit beiwohnen, welche sie nimmermehr die

rechte Bahn verlassen. — O Du glückliches, Du überglückliches Mädchen!

Ich habe meinem guten Emil, von dessen aufrichtiger Liebe mich nun jeder Tag mehr überzeugt, versprechen müssen, auf jeden Fall im Spätjahre die Seine werden zu wollen. Dein schöner Traum, mein gutes Kätchen! soll Wirklichkeit werden; wir werden mit den Myrthenkränzchen in den jungfräulichen Locken zusammen vor das Altar treten. Dein würdiger Vater soll uns in Winkelsee einsegnen, und dann soll die Doppelverbindung, wie der Graf dringend bittet, bei ihm auf Heldernruh gefeiert werden, wo wir künftig wohnen werden.

Noch Eins: meine Mutter hat ganz unerwartet ihren Proceß auf die glänzendste Weise gewonnen, und ich muß mich schämen, daß ein Ereigniß, welches meine theure Mutter entzückt, mich selbst beinahe ganz kalt läßt. Lebe wohl, meine kleine Braut u. s. w.

6.

Der Major von Heldernbusch an seinen Freund Holm.

Deine Besorgnisse um mein psychisches und physisches Wohl, theurer Eduard! waren für dießmal eitel, denn nie befanden sich mein Leib und meine Seele gesünder, als jetzt.

Ich habe die Hungerkur glücklich überstanden, und da Dich diese Heilmethode so sehr zu interessiren scheint, will ich Dir in Kürze dasjenige von derselben melden, was ich selbst erfahren habe.

Der Mensch pflegt häufig sich schwere Unternehmungen schwieriger vorzustellen, als er sie dann in der That findet, allein an mir selbst fand ich in diesem Fall jene allgemeine Erfahrung nicht bestätiget, denn ich hatte das Ausstehen der Hungerkur für eben keine erhebliche Sache gehalten, und doch

machte sie mir mehr zu schaffen als ich gefürchtet hatte.

Die ersten vierzehn Tage — nun! da geht die Sache so ziemlich, denn mit Wenigem ist die Natur zufrieden und Vieles vermag der Mensch auszuhalten; allein nach jenem Zeitraume, wenn erst die, in der That fatalen Einreibungen beginnen, naht dem Patienten eine gräuliche Periode, welche mit jedem Tage furchtbarer sich gestaltet und entwickelt, der Körper scheint sich auflösen zu wollen; wie beim Scorput, verliert das Zahnfleisch seine Festigkeit und sonder Schmerz und Anstrengung glaubt man sich alle Zähne aus dem Munde nehmen zu können; man vermag nicht zu stehen, nicht zu gehen, nicht zu liegen, nicht zu sitzen — alle Seelenkräfte weichen, und der stärkste Mann gleicht gegen das Ende der Katastrophe ziemlich einem zweijährigen Kinde, oder einem schwachen hundertjährigen Greise. Und doch — wer vermag die

Geheimnisse der menschlichen Seele zu ergründen? — Gerade in jenen Momenten nahete mir eine Vision, durch eine wirkliche Erscheinung hervorgerufen — mit einer Lebhaftigkeit, wie sie früher mir nicht die höchste Fülle der Lebenskraft, nicht die äußerste Spannung der Leidenschaft, nicht der süßeste Taumel eines Champagnerrausches hervor zu zaubern vermocht hatten.

Ich lag in Ohnmacht; mein Arzt fand mich in diesem Zustande. Als ich erwachte, wähnte ich hoch oben im Aether in einer rosigten Wolke zu schweben, getragen von einem weinenden wunderschönen weiblichen Engel. Nimmermehr in meinem Leben weiß ich solch' süßer, wonniglicher Gefühle mich zu erinnern, als in diesem Momente mich beseelten; ich glaubte des Körpers entbunden, mit der Natur eines Gottes angethan zu seyn — ungemein feine aromatische Düfte umwogten mich, nie geahnete schmelzende Harmonien entzückten

die freie glückliche Seele — aber dieser schönste Traume war auch der kürzeste, ich versank darnach in einen wohlthätigen, komplet asthenischen Zustand der Bewußtlosigkeit, aus dem ich erst nach einigen Tagen erwachte, nachdem die verhängnißvolle mystische Kur geendet war und mir stärkende Mittel in ganz kleinen Dosen gereicht wurden.

Jetzt enträthselte mir der Arzt jene Vision, nach seiner Weise, auf eine sehr natürliche Art. Er fand mich in bedenklichem, hülflosem Zustande; mein alter Emerich war auf einen Augenblick weggegangen, und Horst, ängstlich wie er ist, hatte die Hülfe der Hauseinwohner in Anspruch genommen. Meine Rosenwolke hatte sich durch eine Räucherung gebildet, welche der Doktor vorgenommen hatte; der weinende weibliche Engel war jene reizende und liebliche Predigerstochter aus Winkelsee, welche an meinem Lager stand, und alles übrige hieß Spiel der

Phantasie. Ich habe über meine Vision nachgedacht, und sie erzeugte in mir eine Idee, die Du immerhin eine Hypothese nennen magst, welche aber eben so viel, vielleicht noch mehr, für sich hat, als manche andere ihrer Schwestern. Einige suchten den Sitz der menschlichen Seele im Blute, andere im Kopfe oder im Herzen, oder hier — oder dort. Wie, — wenn die Seele gar nicht dem Körper beiwohnte? — Könnte sie ihn nicht als ätherischer Genius von der Zeit seiner Geburt an umschweben, und mit ihm sich bald in mittel-, bald in unmittelbarem Rapporte befinden? — Fußen wir auf diese Hypothese, mag es uns leichter werden, der Seele Unsterblichkeit darzuthun, und selbst gewöhnliche Erscheinungen des Lebens unterstützen meinen Satz. Warum erreichen manche Menschen einen hohen Grad der Seelenbildung, während andere auf der niedrigsten Stufe stehen bleiben? Ei, mein System löst die Frage schnell: man-

cher Sterbliche wird durch Zufall, oder weil seine physische Organisation nachtheilig einwirkt, seltener mit seinem psychischen zweiten Ich in Rapport gesetzt, denn der andere. Doch ich sehe — Du lächelst — darum einstweilen von etwas Anderm. Sieh, lieber Eduard! wer von dem: „Entbehre, um zu genießen," recht lebhaft überzeugt seyn will, der gebrauche die Hungerkur.

Unmöglich lassen sich das angenehme Gefühl und der pikante Hochgenuß beschreiben, welche der Reconvalescent empfindet, indem er sich allmählig wieder an die Bedürfnisse der thierischen Natur gewöhnen darf. Nie in meinem Leben habe ich mit solchem Wohlbehagen und Appetite gespeiset, als jetzt; nie kitzelten die aromatischen und feurigen Bestandtheile des güldenen Rebensaftes so angenehm meinen Gaumen, und nimmermehr fühlte ich solche üppige Lebenskraft in mir, denn nun.

Jede einzelne Fiber meines Körpers scheint

neue Elasticität erhalten zu haben, und mein Gefühl überzeugt mich, daß frisches reines Blut leicht durch meine Adern fleußt.

Doch was ist körperliches Wohlbehagen gegen Seelenglück? — ein Schattenbild nur. Eduard! der düstere Schleier, welcher lange meinen Geist umnachtete; er ist gefallen, — endlich habe ich es gefunden, das Ideal, nach welchem ich seit Jahren strebte, ohne Hoffnung, es je erreichen zu können. Ja, ich liebe, ich liebe jenen weiblichen Engel, der mich sanft und linde in höhere Sphären hob. Sie wurde die mittelbare Kraft, der es gelang, den Rapport meines physischen mit meinem psychischen Ich herzustellen.

Platons Theorie der Liebe — klar sehe ich es nun ein — sie ist keine Schwindelei. Ja, es gibt einen reinen, einen ausschließlich psychischen Bund, und gerade mein eigenes oben berührtes, neu erfundenes, philoso=

phisches System rechtfertiget des hohen Welt-weisen, gemeinen Seelen, unbegreif-liche, Theorie.

Ich glaube an eine Verbindung der Kör-per, bei der die Seelen sich fremd bleiben, wie ich eine innige Verbindung zweier Ge-nien annehme, von welchen die physischen Ob-jekte, mit denen sie allenfalls rapportiren könnten, nichts wissen.

Doch theuerer Eduard! laß uns das su-blime Reich verlassen, tritt mit mir in mein eröffnetes Paradies. Die reizende Predigers-Tochter — die holde Fanny — sie ist meine Braut.

Du staunst, warum? — Die Zeiten, — wohl mir! — in welchen Vorurtheile der grausesten Art herrschten, sie sind so ziemlich ver-schwunden; ich heirathe eine Bürger-liche — Die weitläufigen Vettern und Kou-sinen, welche sich Excellenzen nennen, werden die Nasen rümpfen: was kümmert es mich.

Mögen sich die hochadelichen Ahnen im Sarge wenden, mir wohnt die Ueberzeugung bei: Fanny's angestammter Adel — er ist älter, reiner, würdiger, denn der meine, der beim Turnier zu Nordhausen schon glänzte, und glücklicher Weise bin ich mein eigener Herr.

O mein Freund! welch' Mädchen! — doch meine Feder erlahmt, denn das Glück der ächten Liebe läßt sich fühlen allein — und es zu besingen, will keiner Leyer, wäre es eine Göth'sche auch, so ganz recht gelingen. Gestern sprach die Holde sanft, aber doch ernst: „Ich weiß es, Emil! mit vielen meines Geschlechtes standen Sie in Berührung, bevor Sie mich kennen lernten; ins Himmels Namen beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, hat kein Mädchen frühere gerechtere Ansprüche auf Ihre Hand? — Es wäre schrecklich" fügte sie mit bebendem Tone bei, „wenn Sie mich auch betrügen könnten!"

Meine theuerste Fanny! — erwiederte

ich — ein arger, ein gar böser Wüstling bin ich gewesen, allein glauben Sie mir: Mädchen, welche einem Mann vertrauen können, wie ich war, sind in der Regel keines bessern Looses werth, denn betrogen zu werden, und Gold vermag unwürdige Kreaturen größtentheils zu trösten, wenn von ihnen sich der Verführer trennt, aber bei meiner Seele kann ich betheuern: kein weibliches Wesen hat gerechte Ansprüche auf mich, nimmer entweihte ein solcher Schwur meinen Mund, nie bin ich ein störender Feind zwischen heilige Verhältnisse getreten, Dich herrliches Wesen, betrügen? — dich Du Reine verrathen? — fuhr ich voll Enthusiasmus fort — es ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn vor der ächten, vor der siegenden Tugend, verkriecht sich das Laster.

Die reizende Franziska sah sinnig und schweigend vor sich hin; einigermaßen schien sie wohl beruhigt, aber was in ihrem Innern vorgehen mochte erfüllte klar meine Seele.

Ach mein guter Eduard! warum kann ich nicht so ganz heitern Sinnes auf meine zurückgelegte Bahn schauen? — Wäre der Pfad, welcher hinter mir liegt, o wäre er so schuldlos doch, wie jener meines himmlischen Mädchens! Doch Reue kömmt zu spät, und der hehre Shakespeare hat Recht! ja: „das Vergangene beklagen es ist Arbeit eines Narrn."

Mein höchstes Glück besteht in der Ueberzeugung, daß die süße Fanny mich in der That innig liebt, und ich darf es wagen, die englische als Gattin in meine Arme zu schließen, denn Dank sey es der genialen Kurmethode! geläutert ist meine Seele, gesund und frisch mein Körper.

Beinahe glaube ich, daß ich ein wenig unter den Pantoffel gerathen werde; nun es kann mir auch nicht schaden, und glücklich lebt es sich unter einer linden und weisen Oberherrschaft; Republikenthum taugt

in der Ehe, wie im allgemeinen Leben, wenig und führt zuletzt immer zur Anarchie.

Der Spätherbst, hoffe ich, soll meine sehnlichsten Wünsche krönen, der Prediger zu Winkelsee, meiner Fanny Pflegevater, soll uns trauen, nebst einem andern Pärchen noch; eine glänzende Doppelhochzeit werde in Heldernruh gefeiert, nimm Deine Maaßregeln, guter Eduard! — In Zukunft lebe ich in der Regel ausschließlich bei Dir auf meinem Stammgute in den Armen der Liebe, der Freundschaft und der schönen Natur.

Weiß man schon den eigentlichen Erfinder der Hungerkur nicht zu nennen, nichts desto weniger wollen wir dem Namenlosen ein Denkmal im großen Schloßparke setzen, und einer meiner Freunde der sich mit Schriftstellerei befaßt, hat mir versprochen, dem großen Manne zu Ehren, meine Hei-

lungsgeschichte dem gebildeten deutschen Lesepublikum zu erzählen.

Jene einfache Kurmethode, sie macht wahrscheinlich eine Legion systematischer Mordtheorien zu Schanden, und du sollst sie mir — versteht sich im besten Sinne — auf allen meinen Gütern einführen. Mein Wort kann ein kompentenies gelten, denn: experto creditur!

IV.

Der gute Maler Bonifacius und sein Schnupf-Tabak-Döschen.

Original-Feen-Märchen.

— Malheureux siècle, où la vertu passe pour étrangère, et la malice pour une mode courante.

L'homme de Cour de Bal: Gracian p. 153.

Es war einmal ein Maler und der hieß: Bonifacius — ein sinniger, genialer, junger Künstler.

Genies haben aber oft sonderbare Kapricen im Kopfe; so wollte z. B. Herr Bonifacius in einem Lande wohnen, in welchem der Fürst sein Volk wie ein Vater, die Unterthanen ihn wie gute Kinder lieben sollten; wo die Priester keine Heuchler, die Gelehrten keine Pedanten, die Dichter keine Narren, die höhern Staatsdiener keine Ränkeschmiede und die Helden keine müssiggehende Bramarbasse wären; ferner wollte der Maler einen Staat suchen, in dem weder Kastengeist noch Nepotismus,

weder vornehme noch niedrige Gemeinheit, Rollen spielen würden; allein der edle Herr Bonifacius zog allerwärts umher und nirgend fand er irgend etwas seinem Ideale ähnliches, was wohl mit daher kam, daß er nicht genug gestärkt war — im Glauben, besonders wenn er Hof- und Staatszeitungen las.

Endlich wurde der Künstler der Landreisen satt; er setzte sich auf ein zur Abfahrt bereites Schiff, ein günstiger Wind schwellte die Segel und rasch flog das lüftige Wasserhaus auf der Spiegelfläche dahin. Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange; es erhob sich ein heftiger Sturm, das Schiff wurde gegen eine Insel getrieben und scheiterte; unsern Bonifacius warf jedoch eine wohlthätige Welle, freilich nicht auf die allersanfteste Weise, an das Ufer.

Der Arme lag lange in tiefer Ohnmacht; allein der Sturm gieng vorüber und die wär-

menden Strahlen der aufgehenden Sonne riefen ihn endlich in das Leben zurück.

Bonifacius wunderte sich nicht wenig, als er die Augen aufschlagend, überzeugt wurde: auf einem duftenden Rasenhügel geschlafen zu haben, da er sich doch bewußt war, in ein großes nasses Bett zur Ruhe gegangen zu seyn. Er sah um sich und bald war er überzeugt, daß es eine blühende, von der Natur freigebig bedachte Insel sey, auf welcher er sich befinde.

Die Gegend war reitzend; das sorgfältig bebaute Land zeugte von der Industrie der Einwohner und in der Ferne blinkten die Thürme und hohen Prachtgebäude der großen Hauptstadt.

Bonifacius befand sich noch in freudigem Staunen, da schritt eine lange männliche Gestalt, mit hoch getragener Nase und in eine Art türkischer Kleidung gehüllt, auf ihn zu und hub an zu reden.

Glücklicherweise hatte die Sprache des Mannes einige Aehnlichkeit mit einer dem Maler bekannten, also daß man sich verständigen konnte.

Wer bist du? — lautete die erste Frage des Mannes mit der hohen Nase.

Bonifacius. Ein unglücklicher Reisender, welcher an der Küste dieser Insel Schiffbruch litt. — Sag' mir Freund! wie heißt die Insel und wie ihr Beherrscher?

Der Mann mit der hohen Nase. Die Insel heißt: Bibi und ihr mächtiger Beherrscher ist der Sultan Mollmoll, ein Herr Vetter von der Sonne und cousin St. Germain des Monds. — Ich selbst habe die Ehre der Herr v. Sikkerl zu seyn und wurde halt aus einer großen und berühmten deutschen Residenzstadt von Sr. Majestät dem Mollmoll extra beschrieben, um dessen neue hohe und niedere Polizei zu organisieren. — Doch du bist ein Fremder, wo ist dein Paß?

Bonifacius. Lieber Freund! meinen Reisepaß verwahrte der Kapitain im Schiffs-Archive und er ruht wahrscheinlich im Grunde des Meeres, wenn ihn nicht etwa ein Haifisch visierte und verschlang.

Herr v. Sikkerl. Du hast keinen Paß? — dann mußt du sogleich wieder hin, wo du hergekommen bist.

Bonifacius. Du wirst mich doch in's Himmelsnamen nicht in's nasse Meer zurückjagen wollen, dem mich kaum ein glücklicher Zufall entriß?

Herr v. Sikkerl. Geht mich halt nichts an. Wer zu uns ohne Paß kömmt, geht wieder hin, wo er herkam — so lautet der Befehl, den ich halt selbst gegeben. Du kamst ohne Paß aus dem Wasser, nicht meine Schuld. Bequeme dich also, wieder in's Wasser zurück zu kehren.

Bonifacius. Bedenke aber doch —

Herr v. Sikkerl. Denken? — das

Wort steht nicht in meiner Instruktion! Zum Denken bin ich halt nicht angestellt. — Und nun, eile, ich habe mehr noch zu thun, als dich zu expediren.

Mit diesen Worten machte der pünktliche Diener der Gerechtigkeit Miene, seinen Befehlen ausübende Kraft zu geben.

Der arme Maler blickte ängstlich und verlegen um sich — da gewahrte er ein kleines abgemagertes Kerlchen, welches so eben aus dem Gebüsche trat.

Das Kerlchen war sonderbar anzuschauen; seine Kleidung war von bunten Stoffen, phantastisch genug, geordnet; den rechten Fuß hatte der kleine Mann in einem rothen, den linken aber in einem gelben Halbstiefel stecken.

Das Benehmen des Männches glich ganz seinem sonderbaren Aufzuge; bald lief es, bald gieng es langsam, bald schaute es zur Sonne, bald in die Erde; jetzt lächelte es zufrieden, nun

hielt es einen wüthenden Monolog und die kleinen Arme gestikulirten dabei gewaltig.

Soll ich bei dem sonderbaren Männchen Schutz suchen? — fragte sich der geängstigte Bonifacius. Zwar, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, sieht der Patron einem Narren so gleich, wie ein Ei dem andern; allein oft hörte ich: es sey in der Welt zuweilen mit Narren mehr auszurichten, als mit sogenannten klugen Leuten.

Muthig gieng nun der Maler dem kleinen Menschen mit den doppelfarbigen Stiefeln entgegen und richtete folgende Worte an ihn, welche ihm sein kleiner Vorrath Menschenkenntniß eingab.

„Du, ohne Zweifel einer der Weisesten unter den Weisen dieses Landes! erbarme Dich eines Unglücklichen!“

Mit großen Augen sah der Buntscheckige den Fremdling an, dann strömte, mit nicht geringem Pathos, folgender Redefluß:

O hehre Genialität und du göttliche Weisheit! — erhabene Milchschwestern! wie unverkennbar drückt ihr die Spuren eurer Abkunft auf das Aeußere eurer geliebten Kinder. Zum erstenmale sieht dieser, wie es scheint über ferne Meere hergekommene Fremde mein Antlitz und dennoch begrüßt er in mir sogleich den Begünstigsten eurer Lieblinge. Ja, mein Sohn! — fuhr das Kerlchen in seiner Rede fort — Du hast Dich nicht geirrt, ich bin der Weiseste dieses Landes, heiße Schreispatz und habe die Ehre als Hof- und Theaterdichter, dann als Historiograph, in den Diensten des mächtigen Vetters der Sonne zu stehen.

Der arme Bonifacius holte freier Odem; er unterrichtete den Weisesten aller Weisen in Kürze von seinem Stande, seinen Schicksalen und seiner jetzigen Verlegenheit, worauf sich der große Schreispatz sogleich zum Herrn v. Sikkerl wendete also sprechend: Hebe Dich

von dannen Du, alles festhaltender Diener der Gerechtigkeit! der Fremdling bleibe in meiner Obhut und alle entstehende Verantwortlichkeit sammle sich auf des großen Schreispatzen Haupte.

Zu des Malers nicht geringem Erstaunen gehorchte hier der Polizeimann dem Historiographen des Reichs und Ersterer entfernte sich auf der Stelle.

Jetzt ließ sich Schreispatz wieder vernehmen: Fremdling! Das Gestirn Deines Glückes führte Dich nach dieser Insel; wir haben hier einen großen Ueberfluß an Farben, aber einen unbeschreiblichen Mangel an Malern; ich werde Dich nun selbst dem unüberwindlichen Mollmoll vorstellen. Zittere nicht, denn dein Schutzpatron heißt — Schreispatz.

Mit diesen Worten drehte sich der Kleine pathetisch auf dem rothen Absatze des einen seiner kleinen Halbstiefeln herum und schlug

gravitätisch den Weg nach der Bibi'schen Residenz ein.

Der Maler folgte seinem hohen Protector in bescheidener Ferne.

* * *

Als Schreispatz und Bonifacius im Pallaste des mächtigen Mollmolls angelangt waren, trat Ersterer sogleich unangemeldet in das Gemach des Sultans; es dauerte auch nicht lange, so kehrte er wieder zurück, um unsern Maler bei dem Durchlauchtigsten einzuführen.

Bonifacius fand Se. Herrlichkeit hinter einer langen Tafel beschäftiget, eine große Armee bleierner Soldaten manövriren zu lassen.

Der Soffa und der Fußboden des Gemachs waren mit einer Menge Probe-Uniformen und Monturen bedeckt und es wollte

plötzlich dem Maler bedünken, als sey er gar nicht gereist.

Bonifacius faßte hierauf die geheiligte Person des Sultans aufmerksamer in's Auge. Es kam dem Maler vor, als ob der Herr Vetter der Sonne eben nicht lichtvoll sich darstelle, allein das jetzt folgende Gespräch überzeugte den Phisiognomen vom Gegentheile.

Sultan. Ich habe gehört Fremdling! du seyest ein Maler — sag mir doch: kannst du auch kriegerische Gegenstände auf die Leinwand zaubern? —

Bonifacius. Erhabener Vetter der Sonne! die Welt der Heroen war von jeher auch der Tummelplatz der bildenden Kunst. Gebiete, und ich will versuchen, den Kampf des Theseus mit dem Minotaur —

Sultan. (Ihn unterbrechend.) Papperlapapp! Die Herrn Theseus und Minotaur müssen wenig berühmte Kriegsobersten gewesen seyn, — habe in meinem ganzen

Leben nichts von ihnen gehört. Sollst mir solche Narren auch gar nicht malen. Aber einen Grenadier von meiner Leibgarde, mit den engen langen weißen Beinkleidern, den langen schwarzen Kamaschen und der hohen Bärenmütze — einen solchen will ich gemalt haben. Du kannst ihn darstellen, wie er das Gewehr streckt; diese ist die bildlichste Situation; die Formen springen hervor. Du bist ein Fremder, darum trau ich gar vieles deiner Kunst zu! wirst Du solchem Meisterwerke wohl gewachsen seyn? —

Der arme Maler versprach dem Sultan, wiewohl etwas kleinlaut, den Grenadier zu malen und wurde in hochmächtiger Gnade entlassen. Als er die Treppe des Pallastes herniederstieg, sprach er zu sich selbst: Armer Bonifacius! Du kannst immerhin Verzicht leisten, auf dieser Erde, das ersehnte Eldorado zu finden, wenigstens diese Insel ist es nicht, denn hier giebt es Polizeibeamte,

aufgeblasene Poeten und einen Normal=Sultan.

Nun ermahnte der große Schreispatz unsern Bonifacius, dem Premierminister des Sultans, genannt: „Pascha Vitzlipubli" seine Aufwartung zu machen. Denn sprach Schreispatz, dieser Pascha hat den Beinamen: „rechte Kopfseite des Sultans," und gelingt es Dir, ihn zu gewinnen, so hast Du alles gewonnen.

Mißmuthig gieng der Maler in des Paschas Pallast und ließ sich melden. Er wurde, gegen seine Erwartung, sehr gütig aufgenommen, denn die muhamedanische Excellenz hatten eine entschiedene Vorliebe für Ausländer. Der Pascha Vitzliputzl ließ sich sogar herzu, dem Fremden Einsicht in die bibinian'sche Staatsverwaltung zu gestatten, und ihn mit einem Plane bekannt zu machen, dessen Tendenz keine andere war, als eine ungemein fein erdachte neue Steuer auf die Sonntags=

hosen der Bibianer zu verlegen, durch welche Steuer der Wunsch jenes gutmüthigen französischen Königs realisirt werden sollte, nach welchem jeder Einwohner des Landes Sonntags sein Hühnchen speisen konnte.

Entzückt verließ Bonifacius den Minister, begeistert ausrufend: Zu voreilig war mein Urtheil, denn ein Land, worin der Steuermann so redlich sich um das Wohl der Staasbürger bekümmert, kann nicht unglücklich seyn! —

Der herrliche Park des Sultans Mollmoll, an welchem der Maler jetzt vorüber gieng, verlockte ihn.

Die Anlage war nicht minder geschmackvoll, als die berühmtesten dieser Art, und zwar in großbrittanischem Style angelegt.

Froh gemuthet schlenderte der ehrliche Bonifacius durch die dunkeln Laubgänge des Parkes, da begegnete ihm plötzlich ein Lie=

chenspärchen, welches sonderbar genug anzu=
schauen war.

Die Dame hatte den Busen auf dem Rücken; in Deutschland würde man das einen Doppelhöcker genannt haben; ihr Wuchs war klein, die Farbe der Augen meergrün und der Mund ein Naturwunder von Größe.

Das Aeußere des Begleiters der Dame blieb nicht minder orgienell; der gute Mann hatte eine Nase, welche einem Storchschnabel glich und der ganze Kopf schien schon zu anatomischen Versuchen gedient zu haben; der Wuchs des Herrn war so ansehnlich, daß ihm seine Dame nicht ganz bis an die Hüf=ten reichte, nur Schade, daß die Sichelbeine ihn auf eine Art Oval stellten und das Ma=jestätische des Anstandes verkümme rten. Ue=brigens konnte Bonifacius aus dem fei=nen, kostbaren und prachtvollen Anzuge des Pärchens leicht schließen, daß es der vorneh=men Kaste des Landes angehören mußte.

Als unser Maler dem Pärchen näher kam zwang ihn eine gewisse Scheu vor vornehmen Herrschaften, die jeder arme Teufel von Rechtswegen mit auf die Welt bringt, schnell auszuweichen. Er war unbemerkt geblieben, und nur durch eine leichte Gebüschwand von dem Pärchen getrennt, wurde er ein unwillkührlicher Zeuge des folgenden Gespräches:

Der Herr mit den Spindelbeinen sprach: Holde, unvergleichliche Prinzessin Schnippschnapp! Schwester der Venus! und Tochter des Monds, noch ein Mal schwöre ich es Deiner Hoheit, nicht der Glanz des Thrones dessen Erbe Du bist, sondern die hehre Schönheit und die sinnige Liebenswürdigkeit der erhabensten bibinianischen Jungfrau allein machten mich zu Deinem Sklaven.

Die Dame mit dem Doppelhäcker erwiederte: Geliebter Prinz Piribincker! und wärst Du auch nicht der Sohn des mächtigen

Regenten der Meerschweinchen Insel, ja wärst Du nur eines Stadtmusikanten Sohn, so würde ich doch nur Dich zu meinem Gemahl erkiesen, Du Abglanz des Biedersinns, der Tugend und der männlichen Kraft.! —

Dieses Geständniß, geliebte Schnippschnapp! — schrie jetzt der entzückte Piribinker! — erhebt mich zu einem Gott.

Mit diesen Worten erfaßte der Prinz die Dame und gab ihr, sie hoch in die Lüfte haltend, einen gellenden Kuß.

Das Pärchen gieng vorüber. Bonifacius trat aus seinem Verstecke hervor, ausrufend: Sollte es möglich seyn, ein solch' hohes Brautpaar und wahre uneigennützige Liebe? — gesegnete, glückliche Insel Bibi, du warst der Schauplatz einer Scene, die deine Bewohner hoch über die Bewohner des übrigen Erdballs erhebt.

Lange noch lustwandelte Bonifacius, in Gedanken versunken, in dem reizenden Parke und warf sich endlich, ermüdet, auf eine Rasenbank — da hüpfte ihm ein höchstens siebenzehnjähriges Mädchen entgegen, das den armen Maler beim ersten Anblick sogleich bezauberte.

Die Kleine war ein non plus ultra weiblicher Niedlichkeit und Anmuth; freundlich blickte sie mit ihrem großen blauen Augenpaare unsern Bonifacius an, und nahete endlich mit der Zuversichtlichkeit der Unschuld dem ruhenden Jüngling ihn also anredend: Guter Fremdling! Du bist erschöpft — warte, ich will Dich laben! und mit diesen Worten hüpfte die Liebliche auch schon fort und kehrte bald wieder mit einer geschmackvollen Vase voll süßer Milch, von der ein Paar Züge unsern Bonifacius wunderbar stärkten.

Ich danke Dir holdes Mädchen! sprach

der Künstler, Deine Milch erquickt mich, mehr aber noch Dein freundlicher Anblick.

Ach Fremdling! Du scheinst so gut zu seyn — entgegnete traulich die Kleine — und Deine Stimme tönt so mild und sanft — wie nennt man Dich, lieber Jüngling?

Ich bin der Maler Bonifacius, liebes Mädchen! versicherte unser Held.

Bonifacius? fragte sie fröhlich, ei, das ist ein näckischer, aber doch ein schöner Name — und ein Maler? Das sollen ja recht liebe, gute, sinnige Menschen seyn? Ich heiße Hyacintha, bin die Tochter des Aufsehers dieser Gärten und wenn Du Dich ausgeruhet hast, lieber Bonifacius! so werde ich Dich umher führen und Dir die Gärten zeigen — dann wollen wir einander dort auf der Wiese haschen; willst Du wohl Bonifazchen? und indem sie also sprach, legte sie unbefangen die kleine runde Hand auf des Malers Schulter.

Liebe Hyacinthe! — stammelte Bonifacius — welches holdes, kindliches Geschöpfchen bist Du doch — mit Dir durch dieses irrdische Jammerthal zu wallen, müßte Götterwonne seyn! —

Was bist Du doch für ein sonderbarer Mensch — scherzte Hyacintha lächelnd — die Welt ist so schön, warum nennst Du sie ein Jammerthal? — und was hindert Dich denn, mit mir zu wandeln? Das kannst Du ja lieber Fremdling! denn ich bin Dir so gut — so gut!

Bonifacius war sonst ein Weiberfeind gewesen, allein von der natürlichen, gutmüthigen Unschuld des Mädchens wurde er bezaubert; er schäckerte lange und traulich mit ihm, da kam, als eben der Abend einbrach, der große Schreispatz, den Maler suchend, um ihn ins große Mollmollsche Hof- und National-Theater abzuholen.

Bonifacius verließ die freundliche

Hyacinthe, nachdem sie bei dem Abschiede, noch sittsam und ohne alle Ziererei, den üppigen kleinen Mund zum Kusse dargeboten und ihn naiv genug gebeten hatte, recht bald wieder zu kommen, welche Bitte zu gewähren der Künstler großmüthig versprach.

* * *

Im Mollmollschen Hoftheater wurde an diesem Abende ein großes Trauerspiel, genannt: „Der dummen Teufel ewiges Ahnen und Bahnen" gegeben.

Die weisen Bibinianer hielten die Tragödie für ein Meisterstück der dramatischen Kunst, obwohl keineswegs einer aus ihrer Mitte, sondern ein Meerschweinchen-Insulaner der Verfasser war. Zwar wandelte dieser Meerschweinchen-Dichter schon seit Jahrhunderten im Reiche der Schatten, allein während dieser Zeit hatten nicht weniger als fünfzig

bibinianische Dichter „der dummen Teufel ewiges Ahnen" ꝛc. nach dem Meerschweinchen-Dichter bearbeitet und der große Schreispatz war gerade der ein und fünfzigste neuere Poet, nach deren Ab-, Be- und Umarbeitung heute das Stück aufgeführt wurde.

Bonifacius mußte lächeln, als er auf dem gedruckten Anschlagezettel die Namen sämmtlicher Bearbeiter und ein und fünfzigmal das Wörtlein „nach" las.

Das Stück wurde mit rauschendem Beifalle von dem bibinianischen Publikum aufgenommen, obwohl einige alte Herren behaupteten: Das Trauerspiel habe nach jeder neuen Be- und Umarbeitung etwas von seinem ursprünglichen Gehalte und innern Schönheit verloren und sey nach der gegenwärtigen ein und fünfzigsten Bearbeitung gar nicht mehr zu kennen.

Bonifacius durfte sich kein Urtheil erlauben, denn er kannte ja die fünfzig

frühern Bearbeitungen nicht, und dann deklamirten die bibinianischen Schauspieler auch so undeutlich und extrapostmäßig, daß der arme Maler oft unter zehn Worten nicht ein einziges verstand.

Nach geendetem Schauspiele nahm der große Schreispatz unsern Bonifacius in sein Haus, wo derselbe einstweilen wohnen sollte; als das Abendessen abgetragen war, las Schreispatz seinem Gaste ein neues Original-Lustspiel aus eigner Fabrik vor, bei welchem der Maler sanft einschlief und viel von Hyacinthen träumte.

* * *

Des andern Tags sprach Schreispatz zu dem Künstler: Freund! laß uns nach Hofe gehen, unser allergnädigste Sultan wird heute den Deputirten der Stockfisch-In-

sel, welche sich seiner Oberherrschaft erfreut, öffentliche Audienz geben.

Als Bonifacius mit Schreispatz in den Mollmollschen Pallast kam, trafen sie den Herrn Vetter der Sonne schon in vollem Glanze und auf seinem Throne sitzend; neben ihm stand der Herr Staatsminister Vitzliputzli in großer Galla und an den Stufen des Thrones lagen die Deputirten der Stockfisch-Insel auf den Knieen; tiefe Stille herrschte im Saale und der Sprecher der Stockfisch-Deputation ließ sich jetzt also vernehmen: „Großmächtigster unvergleichlichster Vetter der Sonne und Cousin des Mondes! wir, Deine unwürdigen Sclaven, sind von unsern Brüdern abgesendet, um Dich unserer knechtischen Ergebenheit auf's neue zu versichern und zu bitten, Deinen allergnädigsten majestätischen Fuß ferner auf unsern Nacken zu setzen; zum Beweis unsers unverbrüchlichen Gehorsams bringen

wir flugs hier die von uns allergnädigst geforderten außerordentlichen Steuern mit der allerunterthänigst treu gehorsamsten Bitte, bald mehr von uns zu verlangen, denn wir sind noch lange nicht gänzlich zu Grunde gerichtet.

Hierauf entgegnete der große Vetter der Sonne in Huld und Gnade folgendes;

Meine guten Stockfischler geben mir durch ihre, bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegte Bereitwilligkeit neuerdings einen Beweis, daß der alte schöne Stockfischgeist noch, Gottlob! nicht aufgehört hat, derselbe zu seyn. Wir bleiben dafür unsern treuen Stockfischlern in Gnaden gewogen und bekennen hiemit öffentlich, daß wir ihrer vorzüglich eingedenk bleiben werden, wenn wir etwa wieder einiges kleines oder vielleicht auch großes Geld und so anders gebrauchen sollten.

Hier wurde unserm Bonifacius schlimm, er war freie Luft gewöhnt und mußte

sie eilends suchen. Dort ward ihm bald besser — vergnügt wandelte er in die reizenden Gefilde hinein, zu sich selbst sprechend: O glückliches Land, in dem die Unterthanen den Fürsten über alles lieben und ihm leidvoll und freudvoll den letzten Dreier darbringen.

In tiefen Gedanken versunken, gelangte der Maler endlich an die Küste des Meeres; er warf sich hier nieder, hinausstarrend in die weite See und gierig die reine Morgenluft trinkend. Bei einem plötzlichen sonderbaren Rauschen aber wendete er sich und siehe da — eine reizende Dame von junonischem Wuchse stand vor ihm.

Ein langes himmelblaues Gewand, mit silbernen Sternen bestreut, bedeckte die majestätische Gestalt und ein Gürtel von gediegenem Gold schlang sich um ihre Hüften.

Der Anblick der Erhabenen erfüllte den armen Bonifacius mit einem unerklärbaren Schauer und einer tiefen Ehrfurcht;

er war nicht im Stande, eine Sylbe vorzubringen.

Jetzt bewegte die Hehre die Lippen und in melodischen Tönen erklang die folgende Rede:

Kurzsichtiges Menschenkind! erkenne in mir — die Königin der Wahrheit; ich halte Dich für würdig, in einen Theil meiner Mysterien eingeweiht zu werden. — Diese Dose, welche ich Dir hiemit zum Geschenke mache, verschließt annoch ein Restchen Zaubertaback, entsproßen den Gefilden des Reiches der Aufklärung. Kein Sterblicher widersteht dem Zaubertaback; wittert er von weitem nur seinen magischen Duft, so ist er durch nicht zu bekämpfende Mächte gezwungen, eine Prise zu nehmen, eine Prise welche ihn zwingt, seinen geheimsten Gedanken Worte zu geben.

Hier drückte die königliche Huldgestalt dem erstaunten Bonifacius ein kleines elfen-

beinernes Döschen in die Hand und war verschwunden.

Unwillkührlich öffnete nun der Ueberraschte die wunderbarliche Tabatiere; ein süßer aromatischer Duft reizte seine Geruchsnerven, gierig nahm er eine volle Priese, heftiges Nießen erfolgte und der Jüngling lispelte: „Mein Herz ist rein und unbelastet mein Gewissen!“ Zwei große Thränen drangen aus seinen Augen; er verschloß behutsam sein Döschen wieder und schlug, tiefsinnend, seinen Rückweg nach der Mollmoll'schen Residenzstadt ein.

Auf dem halben Wege begegnete er dem großen Schreispatzen; sogleich beschloß der Maler die Kraft seines Zaubertabaks zu erproben.

Bonifacius präsentirte sein Döschen; hastig griff der Liebling der Musen nach einer Priese und schrie hierauf aus vollem Halse dem Künstler folgendes Bekenntniß entgegen: „Sieh hier vor dir, den erbärmlichsten aller

Reimschmiede, welchen je die Sonne beschienen hat; ich bin eigentlich ein verunglückter Friseur, wurde Comödiant und ließ mich in der Folge in dem Kriege, den unser durchlauchtigster Vetter der Sonne um die Stockfisch-Insel führte, als Spion brauchen. Nach beendigtem Kriege kam ich einmal am Geburtstage des Sultans auf die glückliche Idee, aus den Werken eines längst verstorbenen Dichters von der Meerschweinchen-Insel ein passendes Gedicht abzuschreiben, unter welches ich meinen Namen setzte und es in allertiefster Ehrfurcht Serenissimo überreichte. Da die Poesie glücklicherweise von unverschämten Schmeicheleien wimmelte, fand sie Gnade vor den Augen des mächtigen Sultans und dieser erste gelungene literarische Diebstahl begründete nun meine ehrenvolle Laufbahn."

Bonifacius wollte nicht mehr hören, er verließ lachend den kleinen Schreispatzen, der noch immer fortfuhr, sein Sündenregister

herzubeten und kehrte geraden Weges in den Mollmollschen Audienzsaal zurück.

Noch saß der Herr Vetter der Sonne auf dem Throne, die Deputirten der Stockfisch-Insel lallten eben, auf den Knien liegend, zum Abschiede die demüthigsten Floskeln.

Unvermuthet nahte sich unser Maler den Deputirten mit dem geöffneten Wunderdöschen; verstohlen doch hastig fuhr der Sprecher in die dargebotene Tabatiere, aber kaum hatte er die mystische Prise an die Nase gebracht — da sprang das demüthige Männchen plötzlich in die Höhe, das devot verzogene Antlitz färbte sich kirschbraun und wüthend schrie das Sprecherlein nun dem Sultan in die Ohren:

Tyrann! gieb uns unsere Kinder wieder, deren Blut um Rache gen Himmel schreiet. Despot! von dir fordern wir die Gerechtigkeit, welche deine feilen Knechte für Geld verkaufen! Du sollst uns Rechenschaft geben für unsern verlornen Wohlstand, der ein Opfer

deines Ehrgeizes und deiner feilen Satrapen wurde. Und du Sohn der Hölle — also wandte sich der Sprecher zum Minister — der du mit deiner Satansstimme den schwachen Willen dieses Fürstleins regiertest — dich, Elender! treffe der Fluch und die Rache der Nation.

Bebend erwiederte der nun auch schnupfende Minister:

Kinderchen! macht keinen Lärm, es ist richtig, an mir ist kein gutes Haar, allein gerne will ich mein Amt niederlegen und mich auf meine fetten Landgüter zurückziehen — was wollt Ihr mehr? strenge pflegt man mit nichtswürdigen Ministern ja nimmermehr abzurechnen!

Heftig fuhr nun auch der Sultan Mollmoll mit der ganzen Hand in des Malers eröffnete Wunderdose — schnaubend und wüthend riß er sogleich den Säbel aus der Scheide, furchtbar brüllend:

Sklaven! Hunde! ihr unterfangt Euch?

— ha! schrecklich sollt ihr büßen, zu gnädig war ich euch, daß ich mich nicht täglich in eurem Blute badete — herbei Trabanten! — stoßt sie nieder die Bestien!

Wachen drangen in den Saal, auch sie nahmen Priesen und ein verwirrtes Geschrei und Getümmel erhob sich; erschrocken floh Bonifacius und schlich, tief seufzend, seiner kaum bewußt in den Schloßpark. — Plötzlich stand er vor dem vornehmen zärtlichen Pärchen, welches er Tags zuvor ein wenig belauscht hatte; verlegen nahte der Maler mit der Wunderdose — der Prinz und die Dame erhaschten Priesen und sogleich schrie der wackere Piripinker:

Prinzessin! du bist doch ein recht häßliches und unausstehliches Geschöpf, und ich ließe dich gewiß sitzen, wollte ich mich nicht, auf dem bibinianischen Thron, neben dich setzen.

Darauf antwortete alsobald die zärtliche Schnippschnapp:

Ey, glaubt Er denn, daß man Ihn mit seiner formlosen Hoheit aus Liebe nimmt? — Sehe Er sich halt meinen Stallmeister an, wenn Er einmal einen Menschen sehen will; doch was kann ich dafür, daß man die unglücklichen Sultanstöchter nicht nach eigenem guten Geschmacke die künftigen Lebensgefährten wählen läßt? —

Rasch suchte Bonifacius die dunkelsten Winkel des Parkes auf, um darüber nachzudenken, wie es sich wohl psychologisch erklären lasse, daß so Viele in der Hofluft ohne Herz leben können.

Unwillkührlich fiel des Malers Blick jetzt in eine halbfinstere Grotte, siehe da — die liebenswürdige Hyacintha lag schlafend auf einem Moossopha.

Lange stand Bonifacius, in dem Anblicke der jugendlich-üppigen Gestalt verloren — das Mädchen lag so anmuthig, so unschuldig und reizend — kaum konnte sich

der Jüngling enthalten, die Schlafende zu küßen.

Nein, rief er aus, eine solche Gestalt, dieser Abglanz der Unschuld kann nicht täuschen. Du, Mädchen! sollst mich mit der Menschheit versöhnen! — Bei diesen Worten hielt er der Schlafenden die Wunderdose unter die Nase, sie mußte heftig niesen und erwachend sprang Hyacintha auf. — Das unschuldige Lächeln der Kleinen verwandelte sich in ein freches Gelächter, der sanfte Blick des Auges in ein wollüstiges Blinzeln. Sie schlang rasch ihren Arm um des Malers Nacken, leichtsinnig sprechend:

Gut, daß Du hier bist, lieber Junge! ich habe Dich lange erwartet, und als ich Dich kommen sah, warf ich mich hieher in eine studirte malerische Stellung, und that, als ob ich schliefe. Ich habe gehört, daß Dir der Sultan gewogen ist, sicher erhältst Du einen guten Gehalt als Hofmaler, und da ein schö-

ner, junger Jagdjunker das Schloß an meiner Schlafkammer nicht allzufest gefunden hat, so brauche ich schnell einen Mann und mit einem Worte, Herr Hofmaler! es ist einmal darauf angelegt — Sie müßen mich heirathen.

Schlange! schrie der Jüngling und schleuderte das erschrockene Mädchen zu Boden, eilend den Park meidend.

Verzweiflungsvoll rannte der arme Bonifacius dem Meere zu; da entfiel ihm im Laufen die Dose, er bückte sich um sie aufzuheben — und erwachte.

Bonifacius hatte in Frankfurt am Main unter guten Freunden weidlich gezecht, sich mit schwerem Kopfe zu Bette gelegt und, als ein leidenschaftlicher Tabacksschnupfer, die offene Dose auf das neben dem Bette stehende Tischchen gesetzt. — Im Schlafe war des Malers Nase in die offene Dose gerathen und dieser Zufall war wahr=

scheinlich die Ursache des poßirlichen Traumes, bei deßen Recapitulation er aber dennoch ausrief:

O hätte ich sie auch wachend noch — diese Wunderdose!

V.

Grösseres
und
kleineres Dessert.

1.

Lebens- und Bildungsgeschichte

des

einzigen Wiederherstellers

der

Glasmalerkunst

in

Deutschland

Michael Sigmund Frank.

„Es gibt kein gefährlicheres Hinderniß zum Fortschreiten auf
„dem Wege der Verdienste, als da ist der allgemeine
„Ruf, daß man sich bereits viele Verdienste erworben
„habe, und gegen große Männer ist zuweilen die Nach-
„welt gerechter als die Zeitgenossen.“

Westenrieder Jahrb. B. I. Thl. 2. S. 247.

Wer es nicht ohnehin weiß, welche wichtige Stelle die echte und eigentliche Glasmalerei, nämlich die Glasschmelzmalerei, im Gebiete der bildenden Kunst mit Recht behauptet, den will man hierüber in diesen Blättern keineswegs belehren, doch jeder nur halb Gebildete und mit der allgemeinen Kunstgeschichte, wenn auch uur durch das Conversations-Lexicon Vertraute wird sich erinnern, daß M. S. Frank der Wiederhersteller der lange verloren gewesenen Glasschmelzmalerei in Deutschland ist; daß es ihm hinsichtlich des Glanzes und der Durchsichtigkeit,

dann glühenden Pracht seiner Einschmelzung bis jetzt noch Keiner zuvor gethan; daß seine gelbe Farbe in jeder Hinsicht ganz die der Alten ist; daß sein Blau an Sättigung und Klarheit den ältern Flüßen keineswegs nachsteht; daß seine Einschmelzungen, wie jene der Alten, vollkommen der Salzsäure widerstehen. In der rothen Farbe aber, besonders im Tone des Purpurs, der schwierigsten von allen, brachte es Frank in der That zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit, und sein Roth übertrifft beinahe selbst jenes der Altvordern.

Die nähern Lebensumstände eines solchen Mannes aufzuzeichnen, um sie der Nachwelt und der Kunstgeschichte zu erhalten, ist Pflicht der Zeitgenossen, und daß dieser Pflicht nicht immer Genüge geleistet wurde, darüber hört man Kunstfreunde bittere Klagen führen.

Seit mehrern Jahren wurde M. S.

Frank von Journalisten, Encyclopädisten u. dgl. häufig und verschiedentlich aufgefordert, ihnen die Materialien zu Entwerfung seiner Lebens- und Bildungsgeschichte an die Hand zu geben, allein der schlichte und bescheidene Mann lehnte solche Anträge stets mit Bestimmtheit ab, und nicht sonder große Mühe gelang es einem Vereine mehrerer enthusiastischen Kunstfreunde, den Herrn Frank zu bewegen, daß er endlich mir gewährte, was er Andern so oft versagt hatte, wodurch ich mich nun in Stand gesetzt sehe, die folgenden Mittheilungen zu liefern, welche sich so manchem Kunstfreunde in einem hohen Grade interessant darstellen dürften.

Michael Sigismund Frank wurde am 1sten Juni 1770 zu Nürnberg geboren; sein Vater lebte in dieser alten deutschen Reichsstadt als rechtlicher Bürger und Viktualienhändler*) in mäßigem Wohlstande.

Der kleine Sigismund besuchte die gewöhnliche deutsche Stadtschule, und sollte zu des Vaters Gewerben erzogen werden; allein gegen diese Bestimmung zeigte der Knabe den entschiedensten Widerwillen, dagegen offenbarte der Kleine für die Zeichenkunst eine solch' seltene und glühende Neigung, daß sich seine Mutter bewogen fand, das Söhnlein, ohne des Vaters Wissen und Willen, die Stadt-Maler-Akademie besuchen zu lassen. In dieser Anstalt erhielten junge Leute wöchentlich

*] Die Viktualienhändler werden im südlichen Deutschlande an einigen Orten: „Melber," an andern Orten „Fragner" genannt.

zwei Mal Unterricht im Zeichnen, wofür quartaliter 15 kr. zu entrichten waren.

Der Unterricht war eben so dürftig als wenig kostspielig, allein des jungen Franks Eifer ersetzte alles, und es machte der Knabe Fortschritte, die selbst den Lehrern auffallen mußten. Der alte Frank starb frühzeitig und unser Sigismund kam nun zu seinem Taufpathen, dem Nürnberger Dosenlakirer Neubert, in die Lehre, in dessen Kunst der Kleine ebenfalls schnelle und bewunderungswürdige Fortschritte machte, aber seinen Lehrer bereits nach Verlauf eines Jahres wieder verließ, und in der Mutter Haus zurückkehrte.

Unser Künstler nahete sich nun dem Jünglingsalter, allein die gewöhnlichen Freuden und Zerstreuungen dieses Alters vermochten ihn nicht im geringsten zu reizen oder zu fesseln.

Sigismund entwickelte einen schweig=

samen und verschlossenen Charakter, und sein ganzes Leben und Streben weihte sich der Zeichenkunst, in welcher er sich rastlos zu vervollkommnen suchte; um aber mit seinem Stiefvater keine Verbindlichkeiten haben zu dürfen, arbeitete der Jüngling nebenher für verschiedene Nürnberger Dosenmaler und erschwang auf diese Art leicht die geringen Mittel, welche erforderlich waren, seine Subsistenz zu decken.

Es hatte Frank sein ein und zwanzigstes Lebensjahr erreicht, als ihm Stiefvater und Mutter, dringender als je, vorstellten, wie denn doch die Kunst einen dürftigen und nur zu ungewißen Erwerb gewähre, und endlich den jungen Mann überredeten, gegen eigene Neigung, seine Hand einer Wirthstochter, Namens: Marie H. Blechkolb vor dem Altare zu reichen, durch welche Verbindung der Künstler zum Besitze des noch heute in Nürnberg existirenden Gasthofes, genannt:

„Zur Himmelsleiter" gelangte, und es wurde ihm dieser Erwerb wenigstens eine Leiter zur Kunst, indem der junge Mann, frei von Nahrungssorgen, sich jener nun mit voller Liebe hingeben konnte, indem er die Sorgen der Wirthschaft lediglich der Gattin überließ.

Der Umstand, daß der geschickte Porzellanmaler Trost einige Zeit in seinem Hause wohnte, führte Franken in eine ihm bisher in ihren nähern Verhältnissen unbekannt gebliebene Sphäre der Kunst ein.

Unser Sigismund fieng jetzt an auf Porzellan zu malen, und gewann dieser Beschäftigung Geschmack ab; er wurde ein trefflicher Porzellanmaler.

Schon nach fünf Jahren trennte der Tod Franks erste Ehe. Der Künstler verkaufte die Himmelsleiter und errichtete eine Porzellanfabrike, für welche er mit Emsigkeit selbst arbeitete, und ausschließlich

Pfeiffenköpfe und jene eigenthümliche kleine Caffeetassen malte, welche damals unter dem Namen: „Türkenbecher" sehr gang und gebe waren.

Um seine Kunstprodukte vortheilhaft an den Mann zu bringen, unternahm Frank, während dieser Zeitperiode, verschiedene Reisen, vorzüglich nach Wien, Pesth und Ofen. Er trieb in Ungarn mit türkischen und griechischen Kaufleuten einen nicht unbedeutsamen Tauschhandel, indem er für seine Kunstprodukte, an Zahlungsstatt; Baumwolle, Türkisch-Garn und Meerschaum-Maßen annahm, und da der Künstler diese Artikel in der Heimath mit Gewinn abzusetzen wußte, befand er sich bei diesen Geschäften ganz wohl.

Bemerkenswerth bleibt übrigens, daß in jener Zeit der jetzt noch zu Nürnberg lebende, berühmte und in jeder Beziehung höchst originelle Insektenmaler L. Geiser unter Franks Schüler gehörte.

Bei mehrmaliger Anwesenheit in der Kaiserstadt fand F. Gelegenheit interessante Bekanntschaften mit mehrern dazumal berühmten Künstlern zu machen, sich in der Kunst immer mehr zu vervollkommnen und seine eigene gegen fremde Erfahrungen auszutauschen.

In Folge allgemeiner kriegerischer Unruhen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kam Frankens Porzellan-Geschäft ziemlich ins Stocken. Um diese Zeit nun befand sich der Künstler eines Tages zufällig im Gewölbe des nürnberger Glasermeisters Wirth, als ein reicher reisender Britte eintrat und dem Wirth für einige Scherben alter Glasgemälde eine namhafte Summe auszahlte. Dieser Vorfall reizte Frankens Aufmerksamkeit in einem hohen Grade und als der Glasermeister, nachdem sich der Engländer wieder entfernt hatte, die Worte hinwarf:

„Ja, Ja! wer in Deutschland die verloren gegangene Kunst der

Glasschmelzmalerei wieder auffände, dem wäre Ruhm und Reichthum gewiß" (?) —
faßte Frank zur Stelle den kühnen Gedanken, um jeden Preis in der Welt diese wichtige Kunst wieder zu entdecken.

Der seltene Mann ging zur Stelle an das große Werk; er studierte emsig und brachte seine Tage und Nächte mit Versuchen hin und zwar geschah dieses alles ohne die geringste fremde Hülfe und Anleitung. Allein vergebens! es vergingen Jahre, Franks Vermögen, welches er in früherer Zeit bei seinem Porzellangeschäfte im Schweiße des Angesichtes erworben, schmolz über den kostspieligen Versuchen, und da der Künstler, ohne etwas zu erwerben, ausschließlich von demselben zehren mußte, mit jedem Tage mehr zusammen, ohne daß jene unzähligen Versuche Hoffnung zum gewünschten Resultate gaben.

Um sein künftiges Schicksal und selbst sei-

nen Verstand fing es nun an Frankens Freunden zu bangen, sie riethen ihm dringend, von gänzlich unnützen Versuchen endlich abzulassen und sich wieder einem soliden Erwerbe zuzuwenden, aber wie einst der große Colon bei ähnlichen Veranlassungen das Auge stets nach Westen wendete, konnten keine Vorstellungen Franken von der Ueberzeugung abbringen: Es müsse früher oder später ihm dennoch gelingen, die verlorene Kunst wieder aufzufinden, und siehe da — nach vier Jahren rastlosen, den Mann beinahe aufzehrenden Strebens gelang es wirklich. Wenn auch etwas unvollkommen, so lieferte Frank doch bereits i. J. 1804 Glasgemälde welche jenen der Alten sehr nahe kamen und das Erstaunen aller Kunstkenner erregten.

Der erste wesentliche Nutzen, den Frank seiner bewiesenen eisernen Standhaftigkeit zu verdanken hatte, war, daß ein Herr Graf

Schenk von Stauffenberg, Kammerpräsident zu Wetzlar, ihm auftrug, für die gräflich Schenk'sche Schloßkapelle zu Greifenstein in Franken nicht nur das gräflich Schenk'sche Wappen, sondern auch jene vieler verwandten und ritterschaftlichen Familien in Glas zu schmelzen, eine Arbeit, welcher Frank zu seiner größten Ehre entsprach und für welche ihn der Herr Kammerpräsident ungemein großmüthig belohnte. Ein Landsmann Franks, der Kaufmannssohn N. Rauh aus Nürnberg, welcher sich seit geraumer Zeit in England aufgehalten hatte, reisete nun für eine der reichsten und bedeutendsten Kunsthandlungen Londons. Auf einer Tour durch Franken betrat dieser Rauh die gräflich Schenk- und Stauffenberg'sche Schloßkapelle zu Greifenstein und als der Kunstkenner hier Franks Glasschmelzereien erblickte, wollte er durchaus nicht glauben, daß dieselben Arbeiten eines Zeitgenossen seyen, da R. in ihnen ohne

Schwierigkeit die wahre, so lange verloren gewesene Glasmalerei in allen ihren charakteristischen Beziehungen wieder erkannte.

Rauh gerieth in Extase, beseitigte vor der Hand alle anderweitige Geschäfte, nahm Extrapost, flog mit selber nach Nürnberg und bestellte sogleich bei Franken mehrere Glasgemälde.

Unser genialer Künstler verfertigte für jenen brittischen Kunst-Commissionär nach und nach 150 Tafeln, zu denen die Sujets aus der Mythologie genommen, und die Zeichnungen von Rauh selbst geliefert wurden. Ferner schmolz Frank für denselben Besteller in Glas: Napoleons und Nelsons Bildnisse drei- und das großbrittanische Wappen zwölfmal, mehrerer kleinerer Arbeiten gar nicht zu gedenken. Einige dieser Kunstwerke giengen nach Nordamerika, nach Philadelphia und Bal-

timore nämlich, doch die meisten befinden sich in London.

Im Jahr 1807 verschwand Rauh und kehrte nimmer wieder; wahrscheintich hatte er Schiffbruch gelitten, und seinen Tod in den Wellen des Ozeans gefunden. Mit diesem Verschwinden jenes kunstsinnigen und spekulativen Reisenden nahm aber auch Franks bisheriger glänzender Verdienst wieder zur Stelle den Krebsgang und er sah sich gezwungen alle seine Gehülfen zu entlassen und nun wieder für sich allein zu arbeiten.

I. Jahre 1808 verfertigte Frank für den königlich = bayerischen Hof dessen Hauswappen und wurde für dieses vorzüglich gelungene Meisterwerk von dem höchstseligen König Maximilian von Bayern mit überschwenglicher Munificenz belohnt, denn es erhielt der Künstler nicht nur eine ansehnliche Goldsumme, sondern, zur Benutzung für die Glasschmelzerei, auch ein eigenes

vormaliges Staatsgebäude im sogenannten Zwinger in Nürnberg. — Wo jenes in Glas geschmolzene bayersche Wappen geblieben, weiß man nicht anzugeben, doch ein dunkles Gerücht behauptete in jener Zeit, es seye das treffliche Meisterwerk durch einen beklagenswerthen Zufall zerbrochen worden.

Sofort schmolz Frank nun ein großes und schönes Bild, Christi Beschneidung nach Heinrich Golzius*), welches allgemeine Bewunderung erregte, es hätte indessen der bescheidene Künstler nicht gewagt auch dieses Glasgemälde Sr. Majestät dem König Max von Bayern, von dem er bereits so sehr ausgezeichnet worden war, schon wieder zuzusenden, wenn ihn nicht der unlängst

*] Er wurde 1558 im Jülichschen geboren und starb zu Harlem 1617. Heinrich stammte aus einer berühmten Künstlerfamilie und wird öfters mit Hubert Golzius verwechselt. Der erstere hat das Verdienst eine vorzügliche Schule gebildet zu haben und war auch ein trefflicher Kupferstecher.

in Schottland verstorbene königlich = bayerische Oberfinanzrath und Ritter von Yelin zu diesem Schritte disponirt hätte.

Auch sothane Beschneidung nahm König Max aufs allerhuldvollste auf und es sah sich Frank auch für dieses Meisterstück durch ein wahrhaft königliches Geschenk entschädiget. Etwas später wurde unserm Künstler die Ehre, dem höchstseligen König Max abermals ein Glasgemälde, die Geburt Christi nach Bolzwerth, zu überreichen und es befinden sich die beiden letztgenannten Bilder gegenwärtig in der sogenannten reichen Kapelle zu München.

Im Jahr 1814 verließ Frank auf Einladung des ungemein kunstsinnigen und trefflichen Fürsten Ludwig von Wallerstein, Nürnberg, und nahm nun vorläufig sein Domicilium in Wallerstein, wo ihm von dem Fürsten ein genügender Jahresgehalt ausgeworfen worden war.

Der Fürst besaß eine Menge, größtentheils aber zerbrochener oder anderwärts beschädigter alter Glasgemälde, diese alle setzte unser Künstler nach und nach in einen glänzenden Stand, auch fertigte Frank in Wallerstein einige neue größere und kleinere Tableaux, unter welchen das Bildniß des als bayerischer Cavallerie-Offizier in der Schlacht bei Hanau gebliebenen Herrn Bruders des Fürsten Franz Ludwig vorzüglich bemerkenswerth bleibt.

Erst i. J. 1818 lößten sich Franks Verhältnisse in Wallerstein und er begab sich nun mit einem indessen ausgeführten größern Glasgemälde, das Abendmal Christi nach A. Dürer (das Leiden Christi nach eben demselben Meister bildet die Einfassung) darstellend, nach München.

Auch dieses Abendmahl brachte der bayersche Hof käuflich an sich und Frank wurde noch in demselben Jahre als Glasmaler

bei der königl. bayerischen Porzellan-Fabrik-Niederlage zu München mit 800 fl. Jahresgehalt förmlich angestellt.

Dienstlich veranlaßt führte unser Künstler vorerst nun die oben erwähnten beiden Bilder, nämlich die Beschneidung Christi nach H. Golzius und die Geburt Christi nach Bolzwerth in erneuter Pracht und mit verdoppeltem Fleiße noch einmal aus und es kamen diese beiden Exemplare als Geschenke des bayerischen an den russischen Hof.

Neben der emsigen Erfüllung seiner Berufsarbeiten lieferte Frank, mehrerer weniger bedeutender Leistungen nicht zu gedenken, seit dem Jahre 1818 folgende größere und gelungene Glasschmelzereien:

1) Das Leiden Christi, sechs Tableaux nach Lukas Leiden.
2) Die Moschee von Cordova.
3) Die heilige Barbara nach Holbein.
4) Die mehrmal erwähnte Beschneidung in größerm Maaßstabe und sehr vervollkommt.

5) Salomons Urtheil nach Raphael und endlich

6) die heiligen drei Könige nach Rubens.

In der neuesten Zeit schmolz Frank auf speciellen allergnädigsten Befehl Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern für den altergrauen Dom zu Regensburg zwei Apostelbilder (beinahe in Lebensgröße) nach den Zeichnungen des Herrn Professor Heß in Glas, welche Meisterstücke einige Zeit in der königlichen Burg zu München aufgestellt waren und allgemeine ehrenvolle Anerkennung fanden; in diesem Augenblicke ist Frank mit noch mehreren Glasschmelzereien für den Regensburger Dom beauftragt und beschäftiget.

Indessen wer die Welt im Allgemeinen und wer insbesondere die Kunstwelt näher kennt, wird nicht staunen, wenn wir versichern, es habe der einzige und eigentliche Wiederauffinder der Glasschmelzerei sich von vielen Pfuschern,

Neidern, Ignoranten und Boshaften verschiedentlich gefährdet und verkleinert sehen müssen. Wir begnügen uns aus vielen, zur Kräftigung dieser Behauptung, ein einzelnes Beyspiel auszuheben:

In einer berühmten alten und viel gelesenen deutschen Zeitschrift war unlängst ein aus München datirter Aufsatz über die auf der Kaisertreppe in der königlichen Burg stattgefundene Ausstellung der Frank'schen für den Regensburger Dom bestimmten Glasmalereien enthalten, der einen starken Beweis liefert, wie, aufs bloße Hörensagen hin, mancher Korrespondent Dinge berichtet, welche keineswegs dazu beitragen — aufzuklären. In dem angeregten Aufsatze wurde unter anderm folgendes behauptet:

„Unser unsterblicher Fraunhofer hat auch hier wohlthätig gewirkt und Herr Frank, der, wie bekannt, seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren an der

Wiedererweckung dieser schweren und vortrefflichen Kunst — der Glasmalerei — mit Beharrlichkeit und Erfolg gearbeitet hat, erkennt dankbar an, daß ohne seine Anleitung und Erfahrungen ihm nicht gelungen seyn würde, diesen Theil der Farbengebung auf solche Weise auszubilden."

Wenn der unsterbliche Fraunhofer noch lebte — wie denn echtes Verdienst überhaupt stets bescheiden ist und sich nimmermehr mit fremden Federn schmückt — würde er ohne allen Zweifel obiger gänzlich unrichtigen Behauptung sogleich selbst widersprochen haben, und um die Manen des grossen Mannes zu ehren, übernimmt man hier an des Todten Statt dieses Geschäft.

Herr Frank lieferte, wie wir bereits erzählt haben, vor einer langen Reihe von Jahren und bevor er den Herrn Fraunhofer kannte, seine nunmehrigen gänz-

lich analoge Leistungen. Herr P. Fraunhofer wurde zwar später in München Franks Freund, wie sich denn eigentliche Genialität allerwärts aufsucht und findet; Frank schmolz seine größern Tafeln in Benedictbeuern und Professor Frauenhofer bezeichnete ihm, Behufs dieses Geschäftes, die brauchbarsten Gehülfen in den Glashütten und freute sich über dessen gelungene Arbeiten, allein — an der Glasschmelzerei selbst nahm Professor Fraunhofer nimmermehr, noch durch Rath noch That, weder direkten noch indirekten Antheil außer dem geringen gerade bezeichneten, und es kann Herr Frank daher unmöglich dankbar eine Anleitung anerkennen, die ihm nicht geworden und für Erfahrungen in seiner Sphäre danken, welche ihm nicht mitgetheilt wurden. —

Was der wackere und thätige Frank

gegenwärtig ist, wurde er lediglich durch sich selbst, und seine heutigen Meisterwerke sind durchaus nur Früchte eigenen Nachdenkens, eigener Versuche und Erfahrungen.

Was die Nebenbuhler Franks in der Wiederausübung der Glasmalerei betrifft, befinden sich darunter einige, welche hinter Glas mehr oder weniger durchsichtig und andere die zwar durchsichtig malen, aber sich dazu nur kolorirter Firnisse z. B. des Lakes, Grünspans ꝛc. bedienen, welche gegen Feuchtigkeit, Hitze, Zeit oder eine scharfe Messerspitze, durchaus nicht aushalten; von solchen nutzlosen Spielereien kann hier nicht die Rede seyn. In der neu belebten Kunst der eigentlichen Glasschmelzerei hat Frank nur einen einzigen seiner einigermaßen würdigen Nebenbuhler und zwar in der Person des den 2ten November 1825 in

dem Schloße Laxenburg bei Wien verstorbenen K. K. Oesterreichischen Glasmalers Gottlob Mohn*) gefunden, und wie dieser von Franken dachte, mag dessen eigenhändiges hier folgendes Schreiben beweisen:

*] Von diesem G. Mohn hier beiläufig einige Notizen einzuschalten, hoffen wir, werde von den geneigten Lesern nicht für ein gänzlich unverdienstliches Unternehmen gehalten werden.

Gottlob Samuel Mohn wurde i. J. 1789 zu Weißenfels in Sachsen geboren. In seiner Jugend besuchte er die Gymnasien zu Halle, Berlin und Stettin. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von seinem eigenen Vater, der ein geschickter Zeichner und Porzellanmaler war. Auf seinen großen Reisen vervollkommnete sich der junge Mohn in der Kunst überhaupt und sein Hauptstreben blieb die enkaustische Malerei auf Glas wieder zu entdecken.

Sein erster etwas gelungener Versuch in dieser Art war ein Pokal mit dem Wappen Preußens, welchen er dem König Friedrich Wilhelm von Preußen überreichte. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ließ von dem Künstler mehrere Glasschmelzereien für die neue Kapelle zu Ludwigslust verfertigen, unter welchen sich die Wappen Rußlands

„Laxenburg, den 12 September 1823.

Werthgeschätzter Herr Frank! Schon öfters, wenn ich von Ihren schönen Arbeiten etwas sah, regte sich in mir der Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen, aber leider fesseln mich meine Geschäfte an Wien. Gestern sah ich wieder einige Ihrer gelungenen Arbeiten, wo ich nicht blos allein die richtige Zeich-

---

und Mecklenburgs auszeichnen. Später lebte G. S. Mohn in Berlin und besuchte Klapproths und Hermbstädts Vorlesungen über Chemie, dann hielt er sich abwechselungsweise in Dresden und Leipzig auf, wo seine Verbindungen mit Chemikern und Künstlern beitragen seine Kenntnisse zu erweitern. Im J. 1811 begab sich Herr Mohn, nach Wien wo ihm sein Talent den vorzüglichen Schutz, die gnädige Zuneigung und das Wohlwollen des Herzogs von Sachsen gewannen. Im J. 1813 verfertigte der Künstler mehrere Glasgemälde für das Lustschloß zu Laxenburg; unter allen seinen Arbeiten verdienen aber die größte Beachtung des Kenners jene Schmelzereien, welche Mohn, der nun von dem Redemptoristen eingenommenen Kirche zu Maria Stiegen in Wien lieferte.

nung, sondern, welches den Chemiker bei weitem mehr anzieht, den Schmelz der Farben in dem glänzenden Colorit bewunderte.

Jeder Künstler sucht den möglichst hohen Grad seiner Kunst zu erreichen und ich erkenne Ihr Colorit für besser als das meine. Da ich meine Arbeiten nun so vollkommen wie möglich machen möchte, besonders da ich seit zwei Jahren das Glück habe für den allerhöchsten Hof zu arbeiten, so wünsche ich sohin, daß Sie mir das eine und das andere Ihrer Bereitungsart gegen Bedingungen, welche meine Kräfte nicht übersteigen, mittheilen möchten. Besonders viele Versuche hat mir das durchsichtige Roth, welches eben so durchsichtig, wie das Gelb und Silber seyn soll, gekostet, obgleich ich ein Recept aus England nebst Farbe, welche ich chemisch zerlegte und wieder zusammensetzte, hatte, deren Bestandtheile Eisen- und Silberoxyd waren, konnte ich doch kein genügendes

Resultat erzwecken. Gewiß ist nur eine kleine Nüance, die Sie kennen, noch nothwendig, allein ich habe die Versuche nach allen Graden meines Feuermessers vergebens gebrannt. Mein Stiefbruder Scheidt war vor zwei Jahren bei Ihnen in München. Unter anderm hat er mir von einer Ihrer interessanten Bereitungsarten des Roths aus Braunstein, vermittelst der Sublimation mit Salmiak, woraus ich bisher nur ein Braun erhalten konnte, gesagt.

Mein Roth mußte mir bis jetzt lediglich, aber mangelhaft, das von mir erfundene rothe Glas, aus Eisen und Kupfer bereitet, ersetzen, welches ich bei meinen größern Arbeiten, als Mosaikglasmalerei, mit Nutzen anwende. Ganz eigne und große Vorzüge haben aber besonders Ihre Purpur und Fleischtöne.

Mein Bruder hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, daß ich es wagen konnte, diese

Bitte an Sie zu richten, da mir sehr wohl bekannt ist, wie geheimnißvoll gewöhnlich Männer Ihrer Art und zwar mit Recht sind: denn es ist keine Kleinigkeit seine ganze Lebenszeit mit Erforschung dieser Wissenschaft zugebracht zu haben, und wenn man denn am Ende zu einer hohen Stufe gelangt ist, so darf man sich darauf wohl etwas zu Gute thun. Jedoch Künstler gegenseitig sollten weniger geheimnißvoll zum Beßten der Knnst seyn und besonders da wir in verschiedenen Ländern wohnen und uns gegenseitig nicht in Hinsicht unserer Geschäfte berühren, so hoffe ich, daß Sie meine Wünsche erfüllen werden.

Ich verharre ꝛc. ꝛc.

Gottlob Mohn,
Glasmaler im K. K. Lustschlosse
Laxenburg bei Wien."

Diesen Brief geschrieben vom fähigsten Nebenbuhler Franks wird uns vor dem kunstkennenden Publikum rechtfertigen, da wir den Michael Sigismund Frank den einzigen Wiederhersteller der Glasmalerkunst in Deutschland genannt haben.

Franks Privatverhältnisse betreffend haben wir nachträglich noch folgendes zu melden.

Der Künstler vermählte sich nach seiner ersten Gattin Tod noch zwei Mal, nämlich i. J. 1795 mit einer gebornen M. H. Hummer, und 1817 mit seiner jetzt noch lebenden Ehefrau einer geb. Dittman aus Wallerstein. Mit der ersten Frau erzeugte Frank drei und mit der zweiten eben so viele Kinder, allein seine dritte Ehe stellt sich als die fruchtbarste dar, und ob er sich schon dem Winter des Lebens nahet, verschönert dennoch nun ein Reigen herrlicher Knaben des Mannes Daseyn, und es übertreffen die Reize

dieser Kinder jene der lieblichen Engelsköpfe alle, welche Frank je in Glas geschmolzen.

Nichts desto weniger ist unsers Künstlers Lage keineswegs ungetrübt; er hat sein ganzes Vermögen in Versuchen zur Wiederauffindung einer herrlichen Kunst angewendet und 800 fl. fixer Gehalt reichen, selbst bei der mäßigsten Art, nicht zu, mit einer zahlreichen Familie in einer großen Residenzstadt sorgenfrei zu leben, doch von der allerhöchsten Gnade und tiefen Einsicht des kunstsinnigsten aller Könige läßt es sich mit Zuversicht erwarten, er werde die letzte Lebenszeit eines so seltenen Künstlers durch eine bessere Stellung in pekuniärer Hinsicht erheitern, und dereinst voll Vatermilde für dessen Familie sorgen.

2.

Der Mann unterm Pantoffel.

„Dieser oder Jener steht unter'm Pantoffel!" hört man tausend Mal sprechen; Jedermann kennt die Bedeutung, aber gewiß nicht den Ursprung des Sprichwortes welchen wir in Van Zuylens alter und ungemein selten gewordenen holländischen Chronik Cap. LXI. pag. 2013 auffanden, und somit hier mittheilen wollen, wobei man noch mit voller Bestimmtheit versichern kann, daß die folgende Anekdote aus der Sprache der Niederländer bisher niemals in eine andere übertragen worden ist.

* * *

Vor mehr als dreihundert Jahren lebte zu Amsterdam ein artiger Junggeselle, Namens: Jan van Hooft, welcher sehr

frühe schon zu völliger Unabhängigkeit gelangt war und es mit einem, vom seligen Vater ererbten nicht unbeträchtlichen Fond und durch gewissenhafte Befolgung des alt holländischen Sprichwortes: „Ene onvertmoide Arbeid kommt alles teboven *), in wenigen Jahren dahin gebracht hatte, daß er unter den allerwohlhabendsten Kaufherren der alten ehrwürdigen Pfahlstadt bei jeder Gelegenheit mitgenannt wurde.

Van Hooft besaß eine ohnweit dem harlemer Holz gelegene sehr große und weitläufige Lederfabrik und in der Stadt selbst in der Nähe der St. Katharinenkerk, eine bedeutsame offene Lederhandlung, welche, als Wahrzeichen, einen kolossalen Weiber-Pantoffel darstellte, der in Mitte des Gewölbes an einer eisernen Kette, gerade über dem Zahltische, hieng.

Seiner vielen wichtigern Geschäfte hal-

*) Unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse.

der, welche Myn Herr Jan van Hooft stets auf der Börse, in seiner großen Fabrik beim harlemer Gehölze und an andern Orten zu verrichten hatte, vermochte derselbe nur zuweilen in seiner offenen Lederhandlung in der Stadt selber zum rechten zu sehen und das Lederausschneiden und Verkaufen war einem bewährten und treuen Ladendiener anvertraut welcher Jahr aus Jahr ein unter dem ungeheuern Pantoffel am Zahltische stand.

Herr Hooft war bereits in das vier und fünfzigste Lebensjahr getreten, als ihm nachgerade einfiel, es sey nicht wohlgethan, wenn der Mensch stets einsam und allein bliebe.

Gemächlich dachte unser Fabrikant wohl noch fünf bis sechs Jährchen wieder über diesen seinen Einfall nach, da sah Myn Herr ein gar reizendes und frisches achtzehnjähriges Mädchen, welches Maria Liefhoek hieß und, siehe da — plötzlich fieng das alte Leder Feuer.

Maria war arm, sehr arm; der alte lederne Hagestolz warb um der Jungfrau Hand und die Verwandten derselben erwiederten in deren Namen ein freudiges Ja.

Nicht ohne Wehklagen und heimliche Seufzer mußte sich Maria endlich doch dem Willen der Verwandten fügen und der Lederfabrikant führte das niedliche Bräutchen zum Altar.

Der sonst etwas steife und ungemein kalte Myn Herr Jan van Hooft schien, in dem nun schon erreichten sechzigsten Lebensjahre plötzlich seine ganze Natur umwandelt zu haben, er zeigte sich in seine junge Frau ganz kindisch verliebt und bald gelangte der blödgewordene Alte dahin, daß er weder in seinem Hause, noch in seiner Fabrik, noch im Laden auch nicht das geringste mehr zu befehlen hatte.

Nun starb der alte Ladendiener, welcher so lange im Gewölbe an der St. Kathari-

nenkerk unter dem großen Pantoffel Leder ausgeschnitten und verkauft hatte, und Dame Maria war der Meinung, es gezieme ihrem lieben alten Eheherrn nun doch ein ruhigeres und bequemeres Geschäft, als er seither betrieben und sie hielt ferner dafür, es bleibe das erledigte unter dem großen Pantoffel im Ladengewölbe, ein gar passendes Plätzchen für ihr gutes Alterchen.

Allein das gute Alterchen, Myn Herr Jan van Hooft, verspürte nicht die geringste Lust in sich unter den Pantoffel zu wandern und wagte nach langer Zeit zum ersten Male, sich der jungen Gattin Machtsprüche zu widersetzen, allein Dame Maria weinte, schmeichelte, schmollte, lächelte wehmüthig, sprach von ihrem nahen Tode, dann wieder von süßen Hoffnungen — trieb dieses Unwesen unermüdet während mehreren Tagen, und das Ende vom Liede war, daß myn Herr Hooft einsweilen sich

unter den Pantoffel begab, doch sollte dieses nur eine provisorische Verfügung bleiben, wie sich der gute Mann ausdrücklich bedung.

Dame Maria brachte nun des Jahres größte Zeit in dem eleganten Landhause zu, welches sich bei der Lederfabrike des alten Gatten neben seiner Lederfabrike befand.

Zur Besorgung der Wechsel= und andern Geschäfte, an und außer der Börse, hatte Dame Maria einen jungen hübschen Buchhalter, einen ihrer liebsten Jugendgespielen, engagirt, der nach besorgten Geschäften jeden Abend hinaus ans harlemer Hölzchen eilte, um zu der Fabrik und seiner reizenden Gebieterin zu sehen, zu deren besseren Schutze der solide junge Mann billigerweise die Nächte auf der Villa zubrachte; indessen stand — oder wenn er ermüdete — saß Myn Herr Jan, von frühe Morgens bis spät Abends, unter dem

öfters erwähnten Pantoffel, schnitt Leder aus und verkaufte es.

Anfangs fand Myn Herr Jan sein neues Geschäft etwas langweilig und er machte sogar einige Male Miene demselben entfliehen zu wollen, allein in solchen Fällen fuhr Dame Maria stets sogleich nach der Stadt und myn Herr Jan kehrte dann nach angehörter Gardinenpredigt stets sogleich wieder geduldig unter seinen Pantoffel zurück.

Wie endlich sich der Mensch an jede — so gewöhnte sich auch der alte gute Hooft an seine Pantoffelexistenz, ja er fand dieselbe zuletzt sogar behaglich und stand, saß, speiste und schlief unter dem Pantoffel.

Myn Herr Jan erreichte ein hohes Alter; seit einer langen Reihe von Jahren war man gewohnt den Greisen nur unter dem Pantoffel zu erblicken und ganz Amsterdam, Alt und Jung, nannte ihn den Pantoffel=

mann; man wußte auch recht gut, auf welche Art er an dieses Plätzchen gelangt war und warum er es nicht mehr mied.

In seinem achtzigsten Lebensjahr wurde myn Herr Jan unter seinem Pantoffel vom Schlagflusse gerührt; man eilte zu seiner Hülfe herbei. Der Alte erhielt sein Bewußtseyn wieder; man wollte ihn aus dem Laden in eine bequemere Stube bringen, allein mit gewaltsamer letzter Anstrengung aller seiner Kräfte, sträubte sich der Greis, indem er lallte: Nein, nein, nein, ich darf den Pantoffel nicht verlassen, bis es mein Mariechen das süße kleine Weib erlaubt; eilt hinaus nach dem harlemer Hölzchen und berichtet meinem Zuckerpüppchen was hier geschah.

Das Zuckerpüppchen eilte zwar nach erhaltener Kunde sogleich in die Stadt, allein als es dort ankam lag myn Herr Jan bereits tod unterm Pantoffel. Das süße Mariechen heyrathete in der Folge den schönen

Buchhalter, der neue Prinzipal aber hütete sich klugerweise vor dem Pantoffel, indessen seit myn Herrn Jans Tod werden in Amsterdam, wie in der ganzen Welt, alle schnöden Weibersklaven Pantoffelmänner genannt.

3.

Das Concert auf dem Rabensteine.

Eine Criminalgeschichte.

Jakob Dreier war der Sohn eines Dorfschulmeisters und erhielt von seinem Vater frühzeitig Unterricht in der Musik, nämlich im Gesange und im Geigenspiele vorzüglich.

Der kleine Jakob machte ungewöhnlich schnelle und bedeutende Fortschritte, wurde, — zum Jüngling herangereift, um sich in seiner Kunst mehr noch zu vervollkommnen, — in die nahe große Hauptstadt geschickt und stellte sich

bald als enthusiastischer ausübender Virtuos und genialer Componist dar, welcher Aufsehen erregte, aber auch, wie einst der große Rameau, für nichts in der Welt, als für Musik Sinn hatte und dieselbe mit solcher Leidenschaft trieb, daß er sich kaum Zeit nahm, zu essen und etliche Stunden der nöthigsten Ruhe zu weihen.

Plötzlich erschien in jener Hauptstadt ein berühmter italienischer Violinspieler Signor B..., der durch originelles und meisterhaftes Spiel Kenner und Nichtkenner bezauberte und selbst die vorzüglichsten heimischen Künstler ganz und gar in Schatten zu stellen drohte.

Nichts war natürlicher, als daß die Eifersucht und der Brodneid der letztern erwachten; man bildete Factionen um des Italieners Kunst herabzusetzen und durch Spott jeder Art verdächtig zu machen, allein alle diese Machinationen bezweckten nichts

anderes, als die Triumphe des fremden Künstlers zu vermehren annoch.

Der Held dieser Anekdote, unser Jacob, war zu sehr unbefangener Neuling, um an den Umtrieben, welche gegen Signor B... angezettelt wurden, Theil zu nehmen, im Gegentheile bewunderte auch der junge Dreier des Welschen außerordentliches Spiel; nur glaubte Jacob, daß ein ganz vortreffliches, in Cremona verfertigtes, Instrument, dessen sich der Italiener stets und ausschließlich bediente, ungemein dazu beitrage, des Signors Talent zu verherrlichen.

Je öfter Dreier den Fremden spielen hörte, desto fester bildete sich in jenem seine so eben berührte Meinung aus, und endlich gelangte der lebhafte, jugendliche Künstler zu der fixen Idee, er würde auf des Italieners Instrument vermögen, gerade so ausgezeichnet zu spielen, wie dieser, und sothane lang genährte fixe Idee artete in eine kaum bezwingliche Ma=

nie aus, den Versuch zu wagen. Allein Signor B... bewachte sein Instrument mit derselben characteristischen Aengstlichkeit, wie ein eifersüchtiger Alter die junge reizvolle Gattin, und war durch kein Flehen zu bewegen, die cremoneser Geige irgend Jemanden in die Hand zu geben, und so schwer es ihm auch fiel, Jakob mußte der Hoffnung entsagen, den allerleidenschaftlichsten seiner gegenwärtigen Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen.

So standen die Sachen, als plötzlich ein furchtbarer Vorfall die ganze Hauptstadt mit Entsetzen und Abscheu erfüllte; man fand nämlich den Signor B... in dem Zimmer des Gasthofes, in welchem er abgetreten war, eines Morgens in seinem Bette durch einen einzig glücklich geführten Stiletstich ermordet und außer der cremoneser Geige war von der bedeutsamen Baarschaft und den vielen vorhandenen Pretiosen des Ermordeten auch nicht das Geringste entwendet.

Der letztere Umstand, der alleinige Abgang der Cremoneserin vorzüglich, erregte bei Vielen den Gedanken, es dürfte die Mordthat durch einen mißgünstigen Kunstgenoßen des Signor, deren Zahl Legion war, vollführt worden seyn.

Die sehr wachsame Polizeibehörde der Hauptstadt richtete ihr Augenmerk auf mehrere Virtuosen und ganz vorzüglich auf unsern Jakob, denn dessen nicht selten an öffentlichen Orten mit unverkennbarer Leidenschaft ausgesprochener Wunsch, ein Mal Signors B... seltenes Instrument zu erproben, war kein Geheimniß geblieben. Man stellte in Geheim Haus = und Stubenvisitationen an und erschöpfte sich in sogenannten polizeilichen Maaßregeln und Künsten, um dem Mörder des welschen Virtuosen auf die Spur zu kommen, aber alle angewendete Mühe blieb vergeblich — denn es wurde auch nicht das

Geringste entdeckt, was Verdacht erregen oder bestättigen konnte.

Jakob Dreier namentlich behielt ganz das ihm eigenthümliche unbefangene Wesen bei, bedauerte den ermordeten Signor herzlich und noch mehr aber die zu Verlust gegangene Cremoneserin. Uebrigens hielt sich unser Held noch geraume Zeit in jener Hauptstadt auf, vervollkommnete sich in der Kunst zusehends und mit Riesenschritten beinahe, so daß sein Ruf immer höher stieg und mehr und mehr allerwärts seine genialen Compositionen gesucht und executirt wurden.

Von einem großherzigen für die Kunst enthusiasmirten Fürsten unterstützt, trat der hoffnungsvolle deutsche Jüngling endlich eine Kunstreise nach Italien an, um die letzte Hand an seine Ausbilduug zu legen.

* * *

Die bedeutsamsten und für den Tonkünstler merkwürdigsten großen Städte Italiens

hatte der deutsche Virtuos Dreier bereits gesehen und die sonst häufig in solcher Sphäre ungerechten Welschen hatten dem ganz ungewöhnlichen und ausgezeichneten Talente des Ausländers allerwärts Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Jetzt — es waren seit Signor V...s Ermordung bereits drei Jahre verflossen — befand sich unser Held gerade in Venedig; er wollte von da über Triest und Wien nach der Heimath zurückkehren.

Dreier hatte — pour prendre congé — in der alten Dogenstadt bereits sein letztes öffentliches Conzert ansagen lassen, denn am darauf folgenden Tage in aller Frühe gedachte er Venedig zu verlassen.

Ein zahlreiches Publikum drängte sich herbei, den berühmten deutschen Virtuosen noch ein Mal zu hören; der Conzertsaal war bis zum Ersticken mit Hörlustigen angefüllt.

Das Conzert begann; unser Held erndtete

großen Beifall. Als aber zu guter Letzt Jakob ein Thema von eigner höchst origineller Composition spielte, und dann beinahe eine volle Stunde lang über dasselbe, die höchste Meisterschaft bewährend, phantasirte, und sich, wie man zu sprechen pflegt, selbst übertraf; applaudirten die kunstsinnigen Venetianer vollends wie die Tollen.

Der Virtuos hatte das Instrument bei Seite gelegt; das Conzert war zu Ende.

Der große Haufen verlief sich, allein vornehme Gönner und nähere Bekannte drängten sich ins Orchester, um dem deutschen Maestro noch einmal Lobsprüche zu zollen und ihm Glück zur Reise zu wünschen.

Es hatte während des Conzertes, in der Nähe des Orchesters, unbeweglich und einer Statue nicht unähnlich, tief in seinen Mantel gehüllt, ein hagerer langer Italiener an einer der Säulen des Saales gelehnt, den

stechenden Blick unaufhörlich nach unserm Helden gewandt.

Jakob hatte den Bewegungslosen längst bemerkt und ein kalter Fieberfrost rüttelte den deutschen Musiker bei dem Anblick, denn hätte er nicht gewiß gewußt, es wandle Signor B... nicht mehr unter den Lebenden, nothwendigerweise hätte er jenen Bewegungslosen für denselben halten müßen; wenigstens blieb die Aehnlichkeit täuschend genug, und unser Held hatte Mühe sich zu ermannen, um in seinem Spiele durch jenen Bewegungslosen, der von ihm kein Auge verwendete, nicht verwirrt gemacht zu werden.

Während nun Dreier nach beendigtem Conzerte jenen erwähnten zudringlichen Höflichkeiten zu entgegnen sich gezwungen sah, verließ endlich auch der bis jetzt Bewegungslose seinen bisherigen Standpunkt, trat ebenfalls ins Orchester, ergriff des deutschen Maestros weggelegte Violine, betrachtete die-

selbe einen Augenblick lange ungemein aufmerksam, legte das Instrument wieder auf die vorige Stelle, warf Dreiern noch einen sonderbaren Blick zu und verließ sofort mit schwankenden Schritten den Saal.

Auch unserm Jakob wohnte, wie so manchen Virtuosen, die Eigenheit bei, daß er sein Lieblingsinstrument nimmermehr in fremde Hände gab, als aber seine Geige jener geheimnißvolle hagere und lange Italiener ergriff, sah man den deutschen Künstler erblassen, und als er bald darauf Unpäßlichkeit vorschützte, glaubten ihm die zudringlichen Bekannten um so mehr und zogen sich zurück.

Noch in derselben Nacht verließ unser Held Venedig.

* * *

Jakob Dreier traf nach Verlauf einiger Wochen wieder in seine Heimat und zwar in jener im Eingange dieser Anekdote

erwähnten großen Hauptstadt ein, welcher der Künstler seine erste Ausbildung zu verdanken hatte.

Ein bedeutsamer Ruf war unserm Helden vorausgegangen; man war dort auf den berühmten Landsmann stolz; man empfieng ihn mit Auszeichnung und die ersten Familien stritten sich um den Vorzug, ihn bei sich als Gast zu sehen; doch in einer seltsamen Art änderte sich nach wenigen Tagen die Scene.

Eines Morgens verbreitete sich durch die ganze Stadt das Gerücht, es sey in verwichener Nacht der berühmte Virtuose Dreier von Häschern aus dem Bette geholt, und eines gräßlichen Verbrechens beschuldiget, in das Criminal-Gefängniß geführt worden.

Das Gerücht hatte nicht gelogen; schon des andern Tages wurde unser Held vor seinen Richter gestellt.

Auf dem schwarz behangenen Tische lag

Jakobs Lieblingsinstrument, eine cremoneser Geige, und dicht darneben stand jener lange hagere Italiener, dessen Gegenwart und Benehmen unsern Helden bereits im Conzertsaale zu Venedig in Unruhe versetzt hatte.

Dreier erblaßte und bebte sichtbar, als er den Italiener erblickte; ein Umstand, welchen die Richter sogleich protocolliren ließen.

Der Italiener sagte folgendes aus:

Ich heiße Antonio B..., bin Opernsänger und ein Bruder des berühmt gewesenen Violinspielers B..., welcher vor drei Jahren in dieser Stadt meuchlings ermordet wurde.

Mein Bruder besaß eine wundervolle Geige, deren Ton und Bauart vielleicht nicht mehr ihres Gleichen hat.

Als vor einigen Wochen dieser Maestro sich in Venedig auf der Violine öffentlich producirte, besuchte auch ich das Conzert, allein bei dem erstem Striche, den Signor

Dreier auf seiner Geige ausführte, glaubte ich in derselben sogleich das mir genau bekannte Instrument meines ermordeten Bruders zu erkennen.

Ich wollte mir Gewißheit verschaffen, und trat daher, als nach beendigtem Conzerte der Maestro das Instrument bei Seite gelegt hatte, in das Orchester, nahm die Geige in die Hand und — mir wurde Gewißheit.

Der Italiener ergriff bei den letzten Worten abermals das auf dem Tische liegende Instrument, drückte an einer unsichtbaren Feder an deßen Halse und des ermordeten Signors B... Tauf- und Familiennamen wurde sogleich an demselben in zierlich eingelegter Silberarbeit sichtbar.

Unser Jakob erblaßte und erbebte hier neuerdings und wollte sprechen — allein die Zunge versagte ihm ihre Dienste.

Der Vorsitzer des Gerichtes erhob nun seine Stimme und ermahnte den Angeklagten

sehr ernst, genau anzugeben, auf welche Art er zum Besitze der mysteriösen Cremonenserin gelangt sey.

Es war indessen unserm Helden gelungen sich wieder zu ermannen und mit ziemlicher Ruhe gab er nun zu Protocoll: Er erkenne vorliegendes Instrument als sein rechtmäßiges Eigenthum an und habe dasselbe auf seiner Reise von Rom nach Florenz in einem kleinen Dorfe von einem ihm unbekannt gebliebenen Reisenden erkauft.

Uebrigens wußte Dreier auf ferneres Befragen weder jenes Dorf noch den Namen des Verkäufers, ja selbst nicht ein Mal den Vetturino, mit welchem er dazumal selbst gereist war, näher zu bezeichnen.

Den Richtern war nicht unbekannt geblieben, daß unser Held schon vor drei Jahren unmittelbar nach der Ermordung des Signor B... als hochverdächtig beobachtet wurde. Dieser Umstand, vereiniget mit dem Entsetzen,

welches den Angeklagten bei dem Anblicke des als Kläger aufgetretenen Bruders des Ermordeten befallen, dann der kurze und wenig bedeutsame Rechtfertigungsversuch Dreiers zu guter Letzt — alle diese Thatsachen entschuldigten die Verhaftnehmung des Virtuosen und dessen einstweilige Festhaltung gewiß in einem hohen Grade.

* * *

Ein sehr berühmter Criminalist, der geheime Hofgerichtsrath v. L..., war speziell mit der Untersuchung gegen Dreiern beauftragt.

In Stellung der verfänglichsten Fragen und in Auffindung der seltsamsten Mittel, verdächtige Gefangene zum endlichen Selbstgeständniß ihrer begangenen Verbrechen zu bringen, suchte Herr v. L... seinen Meister, doch bei dem Musiker schien seine Kunst scheitern zu wollen, denn Jakob war vor-

sichtig genug, sich in keine weitläufigen Diskurse einzulassen und wiech nimmermehr, auch mit keinem Jota, von seiner einmal gemachten ersten Aussage ab.

Es war nahe daran, daß unser Held, wegen Mangel zureichender Beweise, ab instantia absolvirt und seiner Haft einsweilen entlassen werden sollte, da wagte der Hofgerichtsrath v. L... noch einen Versuch, in der dunklen Angelegenheit Licht herbei zu führen, welcher seinem psychologischen Scharfblicke in der That zu großer Ehre gereichte.

Dreier hatte während seiner nun schon mehrere Wochen andauernden Gefangenschaft öfters dringend gebeten, man möchte ihm zu seiner Zerstreuung eine Geige in den Kerker geben, allein stets war ihm die Bitte abgeschlagen worden.

Nun hatte unser Held in der langen Einsamkeit, blos vermittelst seiner lebhaften Phantasie, ohne Instrument, ja selbst ohne Noten-

papier und anderen Schreibmaterialien, mehrere Thema und Variationen componirt, deren Effekt auf dem Instrument zu erproben der geniale Künstler voll heißer leidenschaftlicher Sehnsucht wünschte.

Auf diesen Umstand gründete der Untersuchungscommissär einen ganz eigenthümlichen Plan.

Ganz unvermuthet wurde Dreier eines Tages wieder vor seinen Richter geführt.

Die öfters erwähnte Cremoneserin lag wie gewöhnlich auf der Tafel.

Der Hofgerichtsrath v. L... hub an: Mein Herr Dreier! vergebens fahren Sie fort Ihre unselige That zu leugnen; glauben Sie mir innerhalb kurzer Zeit werden gegen Sie Beweise sprechen, deren Aufbringung Sie vielleicht jetzt für unmöglich halten, zu Ihrem eigenen wahren Besten ermahne ich Sie zum letzten Male — gestehen Sie! — längst haben Sie gewünscht, ein Instrument in den Kerker

nehmen zu dürfen, es sey ihr Wunsch gewährt für den Fall, daß Sie heute die Wahrheit bekennen, ansonst möchte es sich fügen, daß Ihre Finger hienieden nimmermehr eine Saite berühren dürften.

Unser Held hatte indeßen beständig mit der Cremoneserin geliebäugelt; seine Wangen glühten, seine Augen funkelten; unwillkührlich streckten sich seine Hände nach der lange, lange und schwer vermißten Geliebten aus — doch schnell zog der v. L... das Instrument zurück.

Voll leidenschaftlicher Hast fragte Jakob nun: Herr Hofgerichtsrath! wollen Sie sich mir mit ihrer Ehre verpflichten, daß ich nach abgelegtem Bekenntnisse bis zum letzten Odemzuge im ungestörten Besitze der Cremoneserin bleiben und stets auf derselben werde spielen dürfen? —

Hier meine Hand — erwiederte der v. L..., wenn Sie ein befriedigendes Bekenntniß

ablegen, sollen Sie bis zum letzten Ihrer Augenblicke ungehindert auf dieser Geige spielen dürfen.

Nun wohlan denn — rief hierauf Dreier — lassen Sie protokolliren: Ich habe den Signor B... vor drei Jahren durch einen Dolchstich ermordet und ihm dieses Instrument hier geraubt.

Während die Richter den Unglücklichen noch anstarrten, hatte dieser sich schon der Cremoneserin bemächtiget und hub sogleich mit einem Kunstaufwande und einer Zartheit an auf dem Instrumente zu phantasiren, daß alle Anwesende für den Augenblick an nichts anderes dachten, als mit offenen Ohren diesen Göttertönen zu lauschen.

Als man sich wieder ermannte, wurde der Delinquent angehalten die nähern Umstände der verübten Mordthat anzugeben, welche zu erzählen uns der geneigte Leser wohl gerne erlassen wird, da dieselben im wesentlichen nichts vorzüglich Interessantes enthielten und sehr

jenen Nebenumständeu gliechen, welche in so vielen Criminalgeschichten vorkommen.

Von nun an spielte Dreier Tag und Nacht in seinem Kerker auf der Cremoneserin, ganz in sich selbst und in die Kunst verloren, dem Ansehen nach gänzlich unbekümmert um die drohende nächste Zukunft.

Er wurde unwillig, wenn man ihn ferner vor einen Richter führte, berief sich in allen Theilen auf das einmal abgelegte Geständniß und brachte, selbst auf die dringendste Ermahnungen und Warnungen keine Sylbe zu seiner Vertheidigung vor.

Nichts desto weniger wurde dem Künstler, ex officio, ein Anwald bestellt, welcher dessen schlimme Sache führen mußte.

Dieser Anwald, ein sehr talentvoller, gewissenhafter junger Mann, gab sich alle erdenkliche Mühe, wo möglich seinen Clienten zu retten.

Der sinnige Defensor stellte unter andern

den Satz auf: es grenze der höchste Kunst-Enthusiasmus bekanntlich an Wahnsinn *), eine im Wahnsinn vollbrachte That könne aber selbst gesezlich nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes bestraft werden und daß Jakob Dreier durch die Kunst wirklich geistesverrückt geworden, gewesen und noch sey, deute sein ganzes Benehmen klar genug an.

Der gute Mann hatte gut sprechen; man hörte ihn an, lächelte, schalt ihn am Ende selbst einen Enthusiasten; der unglückliche Jakob Dreier aber wurde durch Urtheil und Spruch in optima forma verdammt, seine Schuld durch des Nachrichters Schwert auf dem Schaffotte zu büßen.

* * *

Mit unerhörter Kaltblütigkeit hörte unser Held sein Urtheil an, als es ihm in seinem Kerker verlesen wurde und kaum schwieg der zu diesem Geschäfte abgeordnete Commissarius,

*) Viele Kunstprodukte unserer Zeit scheinen in der That die Ansichten dieses Advokaten rechtfertigen zu wollen.

da fuhr Jakob fort mit voller Seele auf der Cremoneserin zu phantasiren, als ob er, wie man scherzweise zu sagen pflegt, hundert Jahre nach der Ewigkeit noch zu leben hätte.

Der Hofgerichtsrath v. L... sorgte dafür, daß das von ihm dem Delinquenten gegebene Wort pünktlich gehalten wurde; Jakob blieb in den letzten Stunden seines Lebens noch im Besitze der Cremoneserin, und die Hände durften ihm, auf dem Rabenstein selbst, nicht gebunden werden.

Der Delinquent wurde auf einem zweirä- derigen Karren nach dem Schaffot geführt; ein ehrwürdiger Vater Kapuziner saß neben ihm. Der Kapuziner verschwendete eine Masse Ermahnungen und Trostworte an den armen Sünder, dieser aber phantasirte fortwährend auf der Cremoneserin, freund- lich lächelnd und schweigend dem guten Pa- ter zunickend, aber offenbar mehr den Tö- nen der Geige, als der Predigt Gehör schenkend.

Auf dem Rabensteine angelangt, war Dreier kaum entkleidet, da griff er noch ein Mal nach der geliebten Cremoneserin. Auf der armen Sünder Stühlchen sitzend, executirte Jakob ein eignes von ihm für diesen gräßlichen Moment erfundenes Thema — gleichsam seinen Schwanensang.

Ungemein rührend, wehemüthig, originell klang die Weise — der Virtuos variirte auf dem Instrumente mit einem Kunstaufwande, der alle Anwesenden bezauberte und beinahe die Situation des Künstlers vergessen ließ; der Nachrichter lehnte, aufmerksam lauschend, auf sein breites blankes furchtbares Schwert gestützt; der rohe Spitzwürfel sperrte weit den unförmlichen Mund auf; der mit erhobenem Kruzifixe auf den Stufen des Schaffots stehende Pater Kapuziner verstummte, voll Erstaunen nach dem kunstfertigen armen Sünder hinstarrend; doch während dieser noch immer nicht zur Schlußpassage gelangen moch=

te, pfiff plötzlich des Nachrichters gräßliches Schwert durch die Luft und hoch hielt Spitzwürfel des armen Sünders abgeschlagenes Haupt, dessen Augen noch begeistert zur Höhe sich richteten, dessen Mund wehmüthig noch lächelte.

Einige Sekunden blieb der Rumpf des armen Sünders in der alten Lage auf dem Stuhle sitzen, die Arme hielten die Geige noch und einige Anwesende behaupteten sogar, es habe, nach bereits getrenntem Haupte der rechte Arm des Rumpfes, vermittelst des Fidelbogens, der trefflichen Cremoneserin noch einen leisen zitternden aber reinen Ton entlockt, eine Behauptung, deren Wahrheit wir um so weniger in Zweifel zu ziehen versucht sind, da wir selbst mehrere kopflose Menschen kannten, welche ganz vortrefflich auf der Geige spielten.

3.

Des Teufels Lustschlößchen
oder
Paul und Virginie.

Zu einer Zeit, in welcher man noch mehr an Gott und Teufel glaubte, als in unsern Tagen, gegen den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts nämlich, lebte in einer deutschen Residenzstadt, ein junger Mensch, Namens Paul Rundbart, der im Hofstalle des regierenden Fürsten als Reitknecht angestellt war.

Rundbart war ein hübscher, blühender, und schlanker Jüngling, stets sorgfältig gekleidet; und in der erhabenen Kunst vom hohen Bocke herab die Pferde zu bändigen und zu lenken, that es unserm jungen Reichtknecht kaum der hochberühmteste Meister im Fache, Jeremias Schnurwichse, Sr. Durch-

laucht des Fürsten wohlbestallter erster Leib kutscher zuvor.

Nun hatte aber so eben erwähnter Jeremias ein achtzehnjähriges Töchterlein, Namens Virginie; ein dermaßen blankes und anmuthiges Jungfräulein, das auf dasselbe der ganze fürstliche Hofstall, (vom ersten adelichen Stallmeister angefangen, bis herab auf den jüngsten Troßjungen, doch das liebe Vieh ausgeschlossen,) Blicke der heißesten Sehnsucht wandte; Keinem aber wurden von Seite der Jungfrau Virginie sothane Blicke freundlicher erwiedert, als dem holden Reit-Jünglinge Paul.

Die Thatsache zeugte von der Sinnigkeit der Leibkutschers-Jungfrau, denn ohnstreitig blieb der junge Rundbart für sie einer der geeignetsten Ehestandskandidaten, welchem die schönsten Hoffnungen winkten. Serenissimus kannten und schätzten die Talente Pauls und hatten bereits mehrere Male schon zu

versichern allergnädigst geruht, wie solch seltenes Genie noch dereinstens gewiß belohnt und erhoben werden würde, und es war nicht zu bestreiten, daß Allerhöchstdieselben die Verdienste Allerhöchstdero Reitknechte und Schuhputzer beßer zu würdigen verstanden, dann jene Allerhöchstdero geheimen Räthe, welche Serenissimus schon öfters sammt und sonders dicke dumme Mastochsen zu betiteln allerungnädigst geruht hatten.

Enfin — Paul Rundbart machte Virginien so zierlich den Hof, als es von einem fein gebildeten fürstlichen Hofstallknechte in jener Zeit zu erwarten stand und die Jungfer Leibkutscher ließ sich das alles recht gut gefallen; als aber endlich darüber Jahr und Tag verstrichen waren und Paul den längst erwarteten förmlichen Heirathsantrag noch immer nicht von sich geben zu wollen geneigt schien, verlor — wie gar sehr zu entschuldigen — das Mädchen

die gute Laune und es fand zwischen den Pärchen ein Mal die folgende zärtliche und zartsinnige Erklärung statt:

Virginie (Indem sie Pauls Liebkosungen unwillig abwehrt.) Lasse mich der Monsieur Hasenfuß zufrieden; thut er nicht immer, man möchte meinen Wunder — was! wenn er mich denn gar so lieb hat, so heirathe Er mich — sonst weiß man ja gar nicht, wie man daran ist.

Paul. Ach herzallerliebster Schatz! nichts lieber als das, längst hätte ich Ernst gemacht, aber ich habe einen Fehler an mir, den, wie man spricht, selbst der Teufel nicht soll aushalten können und nun gar solch' ein Engel wie Sie — ich fürchte nur, wenn die Jungfer von meinem Fehler hört, so wird Sie die Lust verlieren, mich im Ernste heirathen zu wollen.

Virginie. (Sehr erschrocken) Nun das sind mir saubere Geschichten. Der Mensch

hat einen Fehler, der ihm's heirathen verbietet! warum hat Er das nicht früher gesagt, ehe Er mich in der Leute Mäuler gebracht? — doch rede Er, was ist es für ein Fehler?

Paul. (Das Gesicht mit den Händen bedeckend) Ach theuerster Schatz! ich kanns nicht sagen, ich schäme mich gar zu sehr! —

Virginie. [Mit den Füßen stampfend] Ob Er jetzt gleich reden will, oder der Henker soll' mich holen, wir haben heute uns gesehen und dann nicht wieder.

Paul. Nun wenn es denn durchaus seyn muß, so höre die Jungfer: Ich schnarche im Schlafe so heftig und furchtbar, daß es selbst die fürstlichen Leibrosse nicht vertragen können und unruhig werden, wenn ich in deren Nähe schlafe, deshalb bin ich auch verdammt worden, mein Nachtlager in einem der entferntesten Winkel eines abgelegenen Heubodens aufzuschlagen; aber nun bedenke die Jungfer —

Virginie. (Ihn unterbrechend und freudig) Bester herzallerliebster Paul! uns hat die Vorsehung für einander bestimmt; ich schnarche selbst im Schlafe, daß es kein Pferd und, was noch mehr sagen will, daß es selbst mein Vater nicht ertragen konnte, den sonst selbst Kanonendonner nicht zu erwecken vermochten und dieser Fehler hat mich zur Nachtszeit auch in die höchste Bodenkammer in unserm Hause verbannt. —

Genug! nach diesen interessanten Eröffnungen verständigte sich unser Paar und es hub an ihm klar zu werden, daß es für einander geschaffen. Paul warb beim fürstlichen Hof-Leibkutscher um Virginiens Hand und erhielt weder von Vater noch Tochter einen Korb.

Nachdem des Priesters Einsegnung geschehen war, stiegen Paul von seinem Heuboden, Virginie aus der Bodenkammer hernieder. Das junge Ehepaar hatte sich eine freundliche eigene

Wohnung in einem belebten Theile der Residenz gemiethet, aber Hilf Himmel! nach wenigen Tagen schon führten sämmtliche Bewohner der Strasse, in welcher unser Pärchen sich eingemiethet hatte, Klage bei einer hochpreißlichen Local-Polizei-Behörde, sintemalen Niemand mehr schlafen konnte, ob der entsetzlichen Schnarcherei, welche Paul und Virginie jede Nacht vernehmen ließen.

Die Sache machte Aufsehen und kam selbst Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten zu Ohren, welche über Pauls und Virginiens ungemeines und ungezogenes Schnarchen dermassen zu lachen allergnädigst geruhten, daß Allerhöchst-Sie sich veranlaßt sahen, sich den allergnädigsten Bauch halten zu müßen. Es lieben nicht die Großen, daß die Kleinen über sie lachen, allein im Gegensatze pflegt das Gelächter der Großen den Kleinen öfters ersprießliche Früchte zu tragen.

Unfern der Residenz befand sich in einem anmuthigen Thale das sehr schöne Landhaus, einst das Eigenthum eines ursprünglich aus Italien stammenden alten Geschlechtes, der Grafen Furioso.

In einer echt hochpoetischen Weise hatten die Furioso geendet; zwei Brüder — Zwillinge — blühten als letzte Sproßen des Stammes, da erschoß der eine Herr Bruder den andern, aus Eifersucht, im Walde und schnitt sich sofort selber, ganz verzweiflungsvoll, mit einem scharfen Raßiermesser den Hals ab.

Hab' und Gut der erloschenen Furiosos fiel von Rechtswegen dem Landesherrn zu, allein es vermochte in oben erwähnten herrlichen Landhause Niemand auszuhalten, weil, seit dem Selbstmorde des letzten Furioso, in demselben der Teufel selbst sein Wesen trieb, daher es auch nicht anders, als des Teufels Lustschlößchen genannt wurde.

Ist es doch ein altes Sprichwort: „der

Kerl schnarcht, daß es der Teufel selbst nicht aushalten kann!" darum sollen mir Paul und Virginie, die Schnarcherfamilie, den Teufel aus meinem Lustschlößchen vertreiben — also decidirte Se. Durchlaucht der regierende Fürst allergnädigst, indem sie über allerhöchstdero eigenen ungemein witzigen Gedanken abermals ganz unbändig zu lachen beliebten.

Paul und Virginie mußten des Fürsten Lustschloß beziehen und in der That ihrem vereinigten Schnarchen gelang es, den Teufel selber aus seinem bisherigen Reviere zu vertreiben.

Unser Pärchen stieg mit jedem Tage höher in der Gnade Sr. Durchlaucht. Die reitzende Virginie wurde selbst öfters zu geheimen Unterredungen in das Kabinet des Fürsten beschieden, und Paul sah sich nach seines Schwiegervaters Tode zum geheimen ersten Leibkutscher ernannt.

Nur eine einzige Frucht, ein holder Sohn, Amadaeus genannt, entsproß aus jener Ehe, welchem Se. Durchlaucht allerhöchstdero allergnädigste Gnade in einem ganz vorzüglich hohen Grade allergnädigst zuzuwenden geruhten.

Es durfte Amadae nicht den hohen Thron seiner Väter, den Kutschbock nämlich, besteigen, sondern er mußte studiren. Der Knabe entwickelte ausgezeichnete Talente und zeigte Sinn für die Intrigue, daher man in der Folge wohl daran that, ihn dem diplomatischen Fache zu weihen.

Es stieg Amadae schnell von Stufe zu Stufe und wurde, als Freiherr v. Schnarcher, von Sr. Durchlaucht endlich in den Adelstand sogar erhoben; es verehrt das noch heutigen Tages im ***** lande blühende wackere und hochgeachtete Geschlecht derer v. Schnarcher in jenem Amadae seinen

Stammvater und in des Teufels Lust=schlößchen, anjetzt Schnarcherburg genannt, sein Stammschloß.

5.

An Petrarca.*)

Zum 6. April 1327.**)

Che bel fin fa, chi ben amando more.

Petrarca.

Wohl sind fünfhundert Jahre schon entschwunden,
Daß Dir ein Paradies sich aufgeschlossen
In Lauras Augen, als sie, hingegossen
In Morgenandacht, ewig dich gebunden!

*) Dieses und die zwei folgenden Sonette sind eine freundliche Gabe, welche der geistreiche Uebersetzer der Thomsonschen Jahreszeiten Herr Fr. W. Bruckbräu der 3ten Skizzen=Sammlung spendete.

**) Am 6. April 1327 erblickte Petrarca, Italiens göttlicher Dichter, zum ersten Male Laura de Sades in der Kirche zur heil. Clara in Avignon; sie starb am 6. April 1348 als ein Opfer der Pest. Da sie schon vermählt war, konnte sie die seine nicht werden; wohl aber durfte er sie, nach jener Zeiten Geiste, laut feiern als die Geliebte seines Herzens. Petrarca war ob Laurens Hinscheiden untröstlich, und wie er sie im Leben an 20 Jahre gefeiert hatte, feierte er sie auch noch viele Jahre nach ihrem Tode.

Die Seligkeit, die damals Du empfunden,
Da Sehnsucht-Thränen hoffnungslos geflossen,
Auch mein gebrochnes Herz hat sie genossen,
In unvergeßlich-bitter-süßen Stunden!

Derselbe Tag, der Dich emporgetragen
Zu reinster Liebe unnennbaren Wonnen,
Hat auch die Todeswunde Dir geschlagen!
Unsterblich aber lebst Du in den Herzen,
Umstrahlt von Liebes- und Gesanges-Sonnen:
„Wer schön in Liebe stirbt, fühlt keine
Schmerzen!" —

6.

Cannings 1) Tod.

Why wert thou ravish'd from our hope so soon?
What now avails that noble thirst of fame,
Which stung thy fervent breast? that treasur'd
store
Of knowledge, early gain'd? that eager zeal
To serve thy country? — — — — —

1) Herr Georg Canning, erster Minister Englands, wurde geboren 1770, und starb am 8. August 1827 zu Chiswick, angeblich an einer Gedärmentzündung.

What now, alas! that life-diffusing charm
Of sprightly wit? that rapture for the Muse,
That heart of friendship, and that soul of joy,
Which bade with softest light thy virtues smile?
Ah! onlyschew'd, to check our fond pursuits,
And teach our humbled hopes that life is vain! 2)

I. Thomson.

O weine Albion! die blut'gen Zähren
Des Jammers, deine Säule ist gefallen, —
Dein Canning, ja, Dein Herrlichster von Allen,
Du sahst den großen Geist sich groß bewähren!

---

2) „Warum wurdest du so bald unserer Hoffnung entrissen? wozu nun jener edle Durst, nach Ruhm, der Deine heiße Brust durchglühte? die reichen Schätze der Wissenschaft früh gewonnen? der Feuereifer, deinem Vaterlande zu dienen? — Was nun, ach! jener lebenströmende Reiz des muntern Witzes? — jene Begeisterung für die Musen, das Herz voll Freundschaft, die Seele voll Freude, die deine Tugenden im mildesten Lichte uns lächeln ließ? Ach, nur erschienen, um unsere liebsten Entwürfe zu täuschen und unsere gedemüthigten Hoffnungen zu lehren, daß das Leben eitel sey!"

Wer dämmet nun das schwer verhaltne Gähren?
Verödend wird bald durch des Friedens Hallen,
Der Schlachtenruf empörter Völker schallen,
In Blut zu baden beide Hemisphären!

Verzaget nicht, die ihr auf Gott vertrauet,
In der verhängnißvollen Prüfungsstunde:
Die wahre Freiheit kann nie untergehen!
Sein Leib erlag; doch was er kühn gebauet,
Wird schirmend stets sein Riesengeist umwehen!

7.

An der entseelten Hülle
der Frau
Klara Metzger-Vespermann.*)

O Tag des Jammers mußtest du erscheinen
So früh, so rasch, wie auf des Blitzes Schwingen,
Das Machtgeboth des Todes zu vollbringen,
Den schweren Schlag, den Tausende beweinen!

*) Diese hochberühmte königlich-bayerische Hof- und Kammersängerin starb den 6. März 1827 an einer Entzündungskrankheit in einem Alter von 27 Jahren 11 Monden.

O Muse des Gesanges! weh! von deinen
Der Melodie geweihten Lippen dringen
Nie mehr die Zaubertöne! Sie verklingen,
Die alles Herrliche in sich vereinen!

Gelähmet von der Bürde dieser Klage,
Kann deinen Ruhm nicht nach Verdienst verklären
Mein schwaches Lied, am Ende deiner Tage:

Doch in die Heimath bist du fortgezogen,
In's güldne Wunderland der Himmels=Sphären,
Woher du kamest auf Gesanges=Wogen!

8.

Die unverschämtesten Lügner.

Ich verdanke folgende Anekdote einem französischen Offiziere, dessen Vater einst viel mit dem berüchtigten Cagliostro verkehret hatte und — den Betheurungen meines Gewährmannes zu Folge — befindet sich dieselbe bis jetzt nirgends abgedruckt.

* * *

Graf A. Cagliostro saß eines Abends im Theater zu Paris in der Loge neben der alten, ungemein reichen, aber als etwas einfältig bekannten Gräfin St. S*m*n, als gerade Voltaires neues Trauerspiel: „Mariamne" gegeben wurde.

Diese Mariamne*) war bekanntlich die unglückliche Gattin des Herodes, desselben, der in den heiligen Büchern bei der Geburt Jesu, die entsetzliche Rolle als Mörder einer Legion unschuldiger Kinder spielt.

Nichts war natürlicher, als daß während

*] Auch der berühmte spanische Dichter Calderon hat den Stoff zu einem dramatischen Gedichte benützt. Merkwürdig aber bleibt übrigens annoch die Aehnlichkeit, welche die Geschichte Mariamnens mit jener der Anna Boley, Gattin Heinrich VIII. von England, hat. Unter dem Titel: *Mariamne, a tale of Palestina,* ist i. J. 1826 in London ein höchst anziehender Roman erschienen, von welchem die C. Focke'sche Buchhandlung in Leipzig, vor kurzem erst, nun auch eine deutsche Uebertragung geliefert hat.

den Zwischenacten die Unterhaltung auf jene graue Vorzeit fiel, in welcher sich die Tragödie bewegte. Unser Abentheurer und die Gräfin St. S*m*n führten unter andern folgendes seltsame Gespräche:

Cagliostro. Ich kannte den Herrn Jesus Christus recht wohl, er gehörte dazumal unter meine vertrautern Freunde und war ein belesener Mann von viel Welt. Oft wenn er in Jerusalem Morgens bei mir die Chocolade nahm, sagte ich ihm im Vertrauen: Freund Jesu! traut den Juden nicht, außer Euch sind die andern alle gefährliche Canaillen — aber ach! meine Worte waren leider in den Wind nur gesprochen.

Die Gräfin. (ungemein erstaunt.) Wie sonderbar sprechen Sie aber denn, Herr Graf! wenn Sie unsern Herrn und Heiland persönlich zu kennen die Ehre gehabt hätten, wären Sie ja viele Jahrhunderte alt?

Cagliostro. Mit dem gestrigen Tage

habe ich das zweitausend und sechs und dreissigste Lebensjahr zurückgelegt.

Die Gräfin. Das ist nicht möglich.

Cagliostro. Erlauben Ihro Gnaden — er pocht an die Logenthür, sein Kammerdiener, ein junger gewandter Bursche tritt herein.]

Cagliostro. Sage mir Grégoire! erinnerst Du Dich nicht mehr an den Herrn Jesus Christus, der in Jerusalem häufig bei mir frühstückte? —

Grégoire. Verzeihen Ew. Gnaden, ich befand mich dazumal nicht in Jerusalem; Hochdieselben hatten mich in Bethlehem, im Gasthof zum Hohenpriester genannt, zurückgelassen, wo ich vom Nervenfieber ergriffen worden war.

Cagliostro. Ah ganz recht, ich erinnere mich; wie lange bist Du denn schon bei mir?

Grégoire. Ich habe die Ehre neunzehnhundert und drei Jahre in Ew. Excellenz Diensten zu stehen.

Auf einen Wink Cagliostros verließ der Herr Grégoire die Loge wieder und die bornirte St. S*m*n war — ganz und gar mystifizirt. Der Abentheurer vertraute der Gräfin sofort, er besitze das Geheimniß, ein Elixir zu fabriziren, welches, wenn man davon regelmäßjg alle Tage ein Tröpfchen auf Zucker zu sich nehme, das menschliche Leben ohne Anstand ins unendliche zu verlängern geeignet sey und veralteten Körpern sehr bald die fraîcheur der Jugend wieder verleihe.

Madame de St. S*m*n brachte für eine sehr bedeutende Summe eine große Flasche des köstlichen Lebens-Elixires an sich und bediente sich desselben mit ängstlicher Pünktlichkeit, allein die Runzeln der Gräfin wollten sich nicht glätten, das ehemalige Feuer des Auges nicht zurückkehren, die längst ausgefallenen Zähne nicht wieder wachsen, und

nach Verlauf eines Jahres entschlief die leichtglaubige Dame sanft in ihrem Herrn.

9.

Der schlaueste Dieb.

Bei einem großen Kirchenfeste in der Kathedrale zu Livorno wurden einst von einer untern Altarbekleidung mehrere sehr kostbare Perlen abgeschnitten. Jedermann staunte über diesen kühnen Frevel, der in Gegenwart einer ungeheuern Menschenmenge vollführt worden seyn mußte, allein alle und selbst die vorsichtigsten Maaßregeln, welche hätten dazu führen können, den Dieb auszumitteln, blieben lange fruchtlos. Endlich — es waren seit Vollführung jenes Diebstahls bereits Jahr und Tag verstrichen — bot ein wohlgekleideter Mann spät Abends einem Juwelenhändler eine kostbare Perle zum Kaufe an, welche der Juwelier sogleich für eine aus der Kathedrale geraubte erkannte.

Der Juwelenhändler war ein kluger und schnell besonnener Mann, er schloß den Fremden in dem mit starken eisernen Gittern versehenen Gemache ein, und machte Lärm. Die Polizeiwache eilte herbei; der Fremde wurde festgenommen und schnell dessen Wohnung ausgemittelt. Da sich nun unter den Effecten des verdächtigen aber unbekannten Mannes auch sogleich alle übrigen in der Kathedrale geraubten Kleinode vorfanden, so zweifelte man nicht, den eigentlichen Thäter erhascht zu haben und brachte denselben nebst seinen sämmtlichen Effecten sogleich nach der Frohnfeste der Stadt.

Der Oberaufseher dieser Frohnfeste war ein alter und sehr ehrlicher Mann, daher man ihm auch einstweilen sämmtliche bei den Gefangenen vorgefundene Effecten übergab, indem gegen diesen des andern Tages in aller Frühe die peinliche Untersuchung, im Gefängnisse selbst, vorgenommen werden sollte.

Uebrigens war der Oberkerkermeister ne=

denbei auch ein etwas sehr neugieriger Mann und er konnte daher nicht umhin, noch vor Schlafengehen, seinen neuen Gefangenen zu besuchen. Es macht sich zwischen diesem und dem Gefängnißaufseher folgende Conversation:

Gefängnißaufseher. Also Er ist wirklich der saubere Zeisig, der die kostbaren Perlen aus der Kirche gestolen hat?

Gefangener. Es würde mich unter den stattfindenden Umständen wenig nützen, die Thatsache zu leugnen.

Gefängnißaufseher. Hm, hm, — bei dem allem doch ein verflucht keckes Stück. Sag Er mir mein Freund! wie hat Er denn die Sache angefangen, daß Er, in Mitte der großen Menschenmenge, während des Diebstahls nicht entdeckt wurde?

Gefangener. Ha, ha, ha, — wenn Sie den kleinen Kleiderkoffer, der sich unter meinen in Beschlag genommenen Sachen befindet, auf einige Minuten hieher tragen lassen woll=

ten, möchte ich Ihnen gerne zeigen, in welcher seltsamen Art ich gewagt habe, mich der Perlen in der Kirche zu bemächtigen. Ich bin überzeugt, Sie werden ob des Spasses nicht wenig lachen.

Der Gefängnißwärter gieng, den erwähnten kleinen Kleiderkoffer sogleich aufzuschließen und zu durchsuchen.

Da sich aber in demselben weder Waffen noch andere Gefahr drohende Dinge befanden, nahm der Kerkermeister keinen Anstand, das Trüchlein in das Gemach des Gefangenen bringen zu lassen.

Der Dieb öffnete nun seinen Koffer; hüllte sich in einen weiten schwarzen Mantel; stülpte eine grosse, sein ganzes Gesicht sehr verändernde Perücke über den Kopf; heftete an seine Brust zwei von Wachs sehr künstlich geformte, wie zum Gebeth gefaltete, mit einem Paternoster umwundene und großen

Spitzenmanschetten versehene Hände — und kniete sofort nieder, sprechend:

Sehen Sie gnädiger Herr Kerkermeister! wie nun vor Ihnen, also kniete ich dazumal vor dem Altar in der Kathedrale, und während nun Jedermann die wächsernen für meine wirklichen Hände und mich selbst für einen gar innbrünstigen Bether hielt, trennte ich mit meinen eigentlichen etwas flinken Händen, vermittelst eines scharfen Messerleins, unter dem Schutze meines weiten Mantels die Perlen von der untern Altarbekleidung.

Der Gefängnißwärter lachte ob des Schwankes dermaßen, daß er sich den dicken Bauch halten mußte und ergötzte sich vorzüglich an den Augenverdrehungen seines Gefangenen, allein dieser hatte inzwischen, mit seinen wirklichen in der That sehr behenden Händen, den Bund schwerer Kerkerschlüssel, welcher auf einem nahe stehendem Stuhle lag, wegstipitzt und

schlug dieselben dem nichts Böses fürchtenden Gefängnißwärter plötzlich und dermassen nachdrücklich um dem Kopf, daß der Unglückliche augenblicklich besinnungslos zu Boden stürzte.

Der Gefangene versänmte keine Zeit, schloß den ohnmächtigen Kerkermeister ein und entfloh vermittelst der Schlüssel glücklich. Als der Gefängnißaufseher nach einigen Stunden sich wieder erholte, war der fromme Dieb bereits über alle Berge und nimmermehr wurde wieder von ihm weder gehört noch gesehen.

10.

Das zu verschenkende Landhaus.

Der ungemein reiche Banquier R****d zu Br***n besaß vor den Thoren der Stadt eine große Villa, welche ihrer reizenden Lage und königlichen Einrichtung halber berühmt war.

Plötzlich konnte man an der Thüre jenes

Landhauses folgende Worte lesen: „Dieses Schlößchen wird, wie es steht und liegt, mit dazu gehörigen Park und Grundstücken und zwar aus freier Hand an denjenigen Sterblichen verschenekt, der sich rühmen kann, mit seinem Schicksale ganz und gar zufrieden zu seyn und durchaus keinen Wunsch mehr zu hegen.

K****d.“

Alle Einwohner Br***ns lachten ob dem seltsamen Anerbiethen, allein es meldete sich lange kein Preißwerber, denn man kannte den Herrn K***d als einen Mann, der eben nicht geneigt war, vieles zu verschenken; aber nichtsdestoweniger schon manchen absonderlichen Schwank angegeben und ausgeführt hatte.

Endlich ließ sich bei dem Banquier auf dessen Villa ein fremder Handelsjude melden und wurde vorgelassen.

Was soll's Jude!? — fragte K****d

Herr! erwiederte das Kind Israels — als ich will verkrummen, wenn ich nicht bin ein ganz und gar zufriedener Mensch von Innen und von Außen, und als ich will versauern auf dem Berge Seir oder im Lande Edom und nimmermehr schauen das Thal Josaphat, wenn ich habe einen Wunsch auf dieser elenden Welt; darum seyd jetzt so gut, haltet Euer Wort und lasset mir ab aus freier Hand dies Häusel nebst Garten.

Elender Jude! — donnerte K*****d den Hebräer an — Du hast falsch geschworen, du versicherst keinen Wunsch zu hegen? — hast du denn nicht gerade in diesem Augenblick den Wunsch ausgesprochen, meine Villa besitzen zu wollen? —

Der überlistete Jude schliech beschämt von dannen, und erzählte Niemanden, wie es ihm bei dem Banquier ergangen.

Später nahete ein hungriger und lumpiger Recensent, dem die schöne

Villa in die Augen stach, als der zufriedenste und durchaus nichts wünschende Sterbliche, dem Herrn K****d, wurde aber in gleicher Weise, wie ehevor der Jude, abgewiesen.

Der Recensent wäre kein echter Recensent gewesen, hätte er, klug wie der Israelite, geschwiegen. Der Mann brachte neben vielen Schmähungen zur Kunde, wie der Banquier an ihm gethan, allein dieser hatte die Lacher auf seiner Seite und obwohl Herr K****d nun schon seit vielen Jahren im Reiche der Todten wandelt, hat sich dennoch dieser Schwank bis heutigen Tags in Br***n erhalten.

11.

Ein interessanter Zug aus des Pastellmalers Schröder Künstlerleben.

Schröder, der, durch seine eigenthümliche Weise und sein großes Glück im sogenannten „Treffen" als Portraitmaler, sehr berühmte und hochgefeierte Künstler in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts sollte einst in Berlin das Bildniß der jungen und reizenden Gräfin v. G**z malen.

Schon in der ersten Sitzung zeigte Schröder eine ihm sonst nicht eigene Befangenheit, allein gleich beim Anfange der zweiten stand der Meister plötzlich vom Stuhle auf, indem er mit der Dame folgende Conversation entrirte:

Schröder. Verzeihung gnädige Gräfin! allein in Ihrem höchst anmuthigen Antlitze ist etwas — je ne sais quoi — aber es befindet sich etwas in diesen Zügen, was nicht Natur ist und wenn Ihro Gnaden mir das Geheimniß nicht offenbaren, werde ich

nimmermehr so glücklich seyn können, Sie zu malen, denn ein einziges mißlungenes Bild dürfte meine kleine mühsam erlangte Celebrität zerstören.

Gräfin. (verlegen) Vielleicht leitet Sie die Schminke auf meinen Wangen irre; ich will sie abwischen.

Schröder. Nein gnädige Gräfin! es ist die Schminke nicht, es ist etwas Anderes.

Gräfin. (Verschämt) Lieber Schröder! ich sehe wohl, ich muß Sie in ein Toilettengeheimniß einweihen, dessen Kenntniß in Deutschland gewiß sehr selten, in den Harems des Orients dagegen allgemeiner ist und ganz vorzüglich von den reizenden Zirkassierinnen und Georgierinnen benützt werden soll.

Schröder. Und dieses merkwürdige Toilettengeheimniß besteht?

Gräfin. (lächelnd) In nichts weiterem als einer sehr feinen schwarzen Linie, welche vermittelst echter chinesischer Tu-

sche und eines feinen Haarpinsels dicht unter dem Auge und den Augenwimpern auf die Haut gezeichnet wird. Diese schwarze Linie, deren Daseyn Niemand, der nichts davon weiß, zu entdecken vermag, verleiht der weiblichen Physiognomie ein eigenthümliches Interesse und läßt das Auge selbst feuriger erscheinen, als es in der That ist. Jedoch Sie müßen mir versprechen, lieber Schröder! wenigstens, so lange ich lebe, Niemanden mein Toilettengeheimniß zu entdecken.

Schröder. Verlassen sich die gnädige Gräfin darauf, ich kann und werde schweigen — indessen muß ich ganz gehorsamst bitten, daß Ihro Gnaden für ein Stündchen die zauberischen schwarzen Linien aus Dero anmuthigem Gesichte entfernen wollen.

Die Gräfin willfahrte dem Künstler, allein Schröder mußte sich gestehen, daß mit den schwarzen Linien auch ein großer Theil des

eigenthümlicher interessanten Typus aus der Dame Zügen entschwunden war.

Das Bild der Gräfin war fertig und wurde dem Urtheile einer großen Abendgesellschaft preißgegeben. Jedermänniglich hob die Schultern und gestand, daß seine sonstige große Kunst für dieses Mal den Künstler verlassen und das Portrait durchaus keine Aehnlichkeit mit dem Originale theile; woran es aber eigentlich fehle, wußte Niemand zu sagen.

Schröder entfernte sich schweigend und lächelnd mit seinem Bilde in ein Nebenzimmer und versah das Portrait, unter den Augen, mit zwei ähnlichen schwarzen Linien, wie sie die Gräfin selbst sich in das eigne Gesicht zu zeichnen pflegte.

Nach einer Abwesenheit von wenigen Minuten kehrte der Künstler in den Salon zurück und stellte daselbst sein Bild zum zweiten Male auf. Allgemeines Staunen ergriff die Gesellschaft, man preist der Gräfin Por-

trait jetzt als eines der gelungensten Kunstwerke, welches je unter Schröders Meisterhänden hervorgegangen und unverkennbar bleibt die täuschende Aehnlichkeit zwischen Original und Konterfei; den Maler selbst nennt man einen Zauberer und hält ihn in Verdacht, er stehe mit überirdischen Mächten im Bunde.

Uebrigens bewahrte Schröder redlich das Toilettengeheimniß der Gräfin G**z bis zu deren sehr früh erfolgtem Tode.

Ich erlaube mir die bescheidene Frage: ob wohl keine meiner anmuthigen Leserinnen in Versuchung kommen mag, die Wirkung des hier offenbarten Toilettengeheimnisses näher zu erproben? —

12.

Scene
aus dem noch ungedruckten dramatischen Gedichte:
Maria Theresia*) und ihr Hof.

In Grenzen sind die Großen eingeschränkt, wie jeder Staat. Sie wachsen eine Zeit und stehen dann auf ihrer Stufe fest: doch alles was beginnt, das endet auch.

Friederichs II. W. VII. Bd. S. 265.

(Die Bühne stellt einen großen Saal in der kaiserlichen Burg zu Wien dar.)

Maria Theresia und Erzherzog Joseph**)

Maria Theresia.

— — —
— — — —
— — — —
— — — —

Eu'r Urtheil über diesen Vorfall Joseph!
Bestätigt mir, was lange ich gefürchtet;
Ob welcher Ahndung oft mein Herz erbebt:

*) Maria Theresia Kaiserin von Oesterreich.

**) Nachmaliger Kaiser Joseph II.

Eu'r Sinn, mein Sohn! er hat sich zugewendet,
Den neuen Lehren, die, der Hydra gleich,
Geheim durch viele Länder langsam streichen,
Und giftigen Saamen streuen vielfach aus,
Der, sollt' er einst zu Früchten noch gedeihen,
Das Heil — der Menschheit nimmer bringen wird:
Er lauert nur mit seinem Geist, dem frechen,
Der Könige angestammte Macht zu brechen,
Mit blutiger Hand — zu lösen heilig Band;
Der Hölle selbst — zu weihen jedes Land.

Erzherzog Joseph.

Ich achte Mutter! Euern hohen Geist,
Der stets beharrlich, das, was er erkannt,
Als gut und als ersprießlich für die Völker —
In's rege Leben einzuführen weiß;
Doch Fürstin! daß ich über viele Dinge,
Schon etwas anderes denken mag als Ihr,
Ich kann, ich will in Abred' nicht es stellen.
Nur fremde Lehr', ob sie nun neu, ob alt,
Vermag mich unbedingt nicht zu berühren.

Ich frage selbst den eignen Kopf, das Herz
Um Rath, und was nach strenger Prüfung beide,
Als hehre große Wahrheit dargestellt,
Ja daran halt' ich unverbrüchlich fest,
Nein — davon weich ich keines Nagels breit.

Maria Theresia.

Recht schön und gut — mein theurer lieber Sohn!
Nur Schade, daß der Jugend schwindelnd Haupt,
Und daß des Jünglings siedend heißes Blut
Für Wahrheit oft den eitlen Trug ergreift,
Dann der Erfahrung sichern Stab verachtend,
Unrettbar in den tiefsten Abgrund stürzt.
Doch laßt sie schallen Eures Geistes Stimme,
Zieht ihn hinweg den Schleier von dem Herz,
Auf daß der Mutter Aug' erkennen möge,
Ob sie mit Fug', ob fruchtlos nur gefürchtet.

Erzherzog Joseph.

Wohlan denn, Ihro Majestät soll wissen,
Welch' Stufe kühn mein Genius erstiegen,
Und welch' Gefühl mein fürstlich Herz bewegt.

Es ist jedwelcher Mensch zum Glück geboren,
Die Wahrheit haftet in der Seele fest,
Und Keiner noch ist je so tief gesunken,
Daß er sein Elend nimmermehr gefühlt:

Nun aber kann des Menschen denkbar höchstes
Glück
Vernünft'ger Freiheit nur allein ent-
sproßen.
Und beugen Tausende dem Joch das Haupt,
Als scheinbar will'ge und geborne Sklaven —
Nein den geheimen Trieb nach jenem Gut,
In keines Menschen Seele ist er zu ersticken;
Doch wie die Keuschheit und die heil'ge
Unschuld
Nur im Besitze dieser höchsten Güter,
Auch deren himmelgleichen Werth begreifen,
So kann den Sklaven Sehnsucht nur verzehren,
Weil er der Freiheit Glück gekostet nie!

Maria Theresia.

Worin besteht der Menschen Freiheit
Sohn!? —

Erzherzog Joseph.

Die höchste Tugend ist die höchste
Freiheit!
Und in dem Sinn ist freier oft der Knecht,
Denn jene stolze Herr'n mit offnem Helm.
Virtute et exemplo *) große Mutter!

---

*) Friederich Carl Freiherr v. Moser sagt in seinem trefflichen, leider zu früh in Vergessenheit ge-

So lang mit diesen beiden nicht die Herrscher
Als Sterne leuchten ihren Völkern vor;
So lange nur die Macht der Tugend huldigt,
Als ihr Vortheil und Politik es erlaubt;
So lange werden Keuschheit-Ehrenrichte*)
Die Menschheit wahrlich besser machen nicht.
Plinius schon, er reicht den Fürsten eine große
Lehre,
Als zum Trajan der Weise damals sprach:
Der höchste Gott, er gab der Menschheit
Fürsten,

---

rathenem Werke: Ueber Regenten, Regierungen und Minister rc. Frankfurt a. M. 1784. unter anderm pag. 390 folgendes: „Joseph I. führte auf seiner Krönungsmünze den Wahlspruch: „*amore et timore.*“ das hätte gedacht, aber nicht in Metall geprägt werden sollen. Joseph II. kündigte seinen Sonnenaufgang mit der Devise an: „*virtute et exemplo.*“ Dieses durfte er denken und auch sagen, denn bei diesen Prämissen folgen *amor et timor* von selbsten nach. Die schnelle und allgemeine Verbreitung des Geistes, der Bildung, der Duldung und der Sparsamkeit in den österreichischen Staaten stellten dazumalen deutlich genug dar, daß und von wem der zweite Joseph gefürchtet und geliebt wurde.

*) Maria Theresia hatte in der That unter dem Kardinal Migazzi ein Keuschheitsgericht zu Wien niedergesetzt.

Um vor Tyrannen gnädig sie zu wahren!"
Der wirklich' freie Mensch, er ist der beste,
Doch in sofern sey er nur unterthan,
Als Aufrechthaltung der Gesetze dieses heischen.
Frei ist das Land, das Jedem gleich Gesetz
gewährt,
Antastend nicht das Recht, das schon Natur,
In gleichem Maaß Jedwedem ausgespendet.
Der beste Patriot, es ist der freie Mann;
Er denkt zu hoch des Andern feiler Knecht,
Und zu gerecht des Bruders Herr zu seyn.
Solch' Bürger scheut von selbst des Aufruhrs Geist,
Denn jenen leitet ledig das Gesetz,
Und ein Gedank' erfüllt nur seine edle Seele,
Der heiße Wunsch fürs allgemeine Heil,
Und diesem nur — er weiht sein ganzes Streben,
Ihm gilt des Landes Glück noch mehr als
eigne Leben.

Maria Theresia.

Mein Freund! es sind mir diese Floskeln alle
So fremd geblieben nicht, als Ihr wohl denkt.
Den Helvetius — ja den — habt Ihr gelesen,
Den guten Schwärmer, der jed' Königreich,
Mit seinen honigsüßen Wörtlein gleich,
In Rosengärten denket zu umwandeln,

In Schäfer das gesammte deutsche Volk.
Nun schwelget in dem anmuthsvollen Traume,
Erwachen werdet Ihr zur rechten Zeit,
Und eingesteh'n, daß solche Hirngespinste
Nicht auszuführen sind in dieser Welt.

Erzherzog Joseph.

Von keinem Traume, Mutter! ist die Rede,
Der Menschheit Heiligthum sie kam zur Sprach,
Und deren Tabernackel wäre nur,
In lichtern Höhen, nicht im Erdenstaub
Zu gründen und mit Würde einzusetzen?
So wähnet Ihr die hohe Herrscherin!? —
O prüfet das Getrieb der eig'nen Staaten,
Werft einen aufmerksamen Blick um Euch!
Des Fehls, ob dem der Knecht am Beile blutet
Desselben Fehls rühmt hier der Edle sich,
Und war's ein Ritter, der die Unschuld hingemordet,
Um Rache ruft vergebens sie den Richter an,
Denn Recht zu sprechen wagt der Feile nicht,
Gesündet ja hat nur sein gnäd'ger Herr.
Gerechte, hohe Richterin! was hindert Euch
Dem hochgebornen Schuft den Schild zu brechen,
Zur tiefen Schmach, zum Tod ihn zu verdammen?
Wagt es, o ruft' es aus das große Wort:

„Vor dem Gesetz ist jeder — Jeder gleich!“
Stellt Eure Richter so, daß sie der Furcht enthoben.
Euch unbedingt Erfüllung ihrer Pflicht geloben:
Zu Eures Volkes Glück und wahrem Heil,
Habt Ihr — bei Gott! — den ersten Stein gelegt.

— Pause. —

Schaut nach den fernen, nach den nächsten Staaten:
Des Volkes Bildung bleibt der Herrscher Ziel
Dort an der Themse uud der Havel Strand;
Sie dringet in die Wälder selbst der neuen Welt,
Die Blüthenoſa in der dürren Wüste. — —
In Eurem hochgesegnet schönem Lande,
Erdrückt den Geistesfunk man mit Gewalt,
Mit Leib' und Seele sollen Sklaven seyn,
Die Ihr die Lieben und Getreuen nennt,
Das ist Eur' Prinzip — und Eure Staatstendenz!
Und wagt ein seltner Geist mit kühner Faust,
Ein Mal an jenen Fesseln keck zu rütteln,
In die — der höchsten Gottheit selbst zum Hohn —
Ihr es gewagt den menschlichen Verstand zu schlagen:
O weh' den Armen weh! — als Hochverräther
Er wird nicht nur verfolgt von Eu'rer Herrscherschaar:

Nein jene wilde Raben selbst — sie schrei'n sich heiser:
Zion ist in Gefahr — o hilf uns großer Kaiser!

— Abermalige längere Pause als zuvor. —

Nein, preist mir nicht den kaiserlichen Schutz,
Den Ihr der Kunst und den Gewerben schenket,
Die Sorgfalt nicht, die oft Ihr angewendet,
Den Handel Eurer Reiche hoch zu heben,
Zu fördern auch in vieler Art die Produktion.
Der dumpfe, tiefgebeugte, knecht'sche Geist —
Er singt kein göttlich Lied; sein stumpfer Meisel —
Er zimmert wohl ein hölzern Heiligbild,
Der Donau plumpe Brücke zu verzieren —
Doch Hellas Muster — nimmermehr erreicht er sie.
Der Handel soll er über Krämerei sich schwingen,
Es fordert auch ein freies denkend Haupt;
Das Sklavenvieh erfindet keinen neuen Schuh —

Maria Theresia.

Mir wird so bang — beengt ist meine Brust! —
Doch sprecht — wenn auf den Thron Ihr einst erhoben,
Wollt nach Grundsätzen dieser Art Ihr herrschen?

Erzherzog Joseph.

Der brave Mann — er handelt wie er denkt;
Doch brechet nicht den Stab, denn lange nicht

Habt Fürstin! Ihr gehört die Sätze alle,
Die meinen ernsten Schritten als Regent,
Unwandelbar zur Richtschnur dienen dürften.

Maria Theresia.

(Den Erzherzog unterbrechend.)

Kein Wort der Art will ich mehr hören.
Wohl kann ein Mutterherz entschuld'gen viel,
Doch nicht — bei Gott! — es ziemt der Kaiserin,
Des Jünglings schnöden Tadel zu ertragen,
Der hohe wicht'ge Dinge keck berührt,
Die zu durchschauen mehr Erfahrung heischen,
Als man berechtigt ist von Euch zu fordern.
Es steht mit Euch viel schlimmer, als ich dachte;
Ihr habt mir einen tiefen Blick vergönnt,
In Euer Inneres und dieser Stunde —
Ich weiß — es werden viele traur'ge folgen,
Die mir Eur wilder Sinn bereiten wird.
Vor jetzt mein Prinz! ich find mich nicht gestimmt
Die Unterhaltung fortzusetzen. — Geht!

Erzherzog Joseph.

Eu'r Zorn, o Mutter! glaubt's, erschüttert mich,
Denn Eu'r Gefühl vermag ich zu begreifen.
Das Vorurtheil — es stand an Eurer Wiege
Und an des Wahnes Brust erstarktet Ihr;

Ja, ob ihr auch ein Weib mit ries'gem Geist —
Der Zeiten Einfluß haftet stets und immer,
Die Eure zarte Jugend einst geschaut.
Gleich mir hat inn'ger nie ein Sohn geliebt,
Verlangt mein Blut — Ich wills für Euch vergießen;
Jedoch die Ueberzeugung kann ich nie vergeben,
Denn heil'ge Wahrheit — nicht sie endet mit dem Leben.

(Er geht ab.)

Maria Theresia.

(Allein, nach einer langen Pause tiefen Sinnens)

Ein düster Bild — mir taucht es aus der Ferne auf,
Ganz klar durchschaut mein Blick, wie alles kommen wird:
Des Sohnes wildem ungebänd'gtem Geist,
Genügen wird ihm nicht der eignen Staaten Bahn,
Die Welt — sie umzuwandeln wird er streben,
Und Hergebrachtes nicht noch Formen schonen,
Erzwingen wird er wollen seinen Will',
Der Zeit und dem Geschicke nicht sich beugen,
Mißkennen selbst die Macht der Stola und des Helms —
Doch ach! sein Loos wird gleichen jenen aller Fürsten,

Die einst, in grauer Zeit, wie er gethan.*)
Mein Sohn wird sich, er wird das Volk bethören,
Theresens Schatten wird man dann beschwören;
Ja — Josephs Jammer wird erfüllen diese Räume,
Wenn sich in Durst gelöset seine stolzen Träume.
Zu spät — dann bannet mich der Leichen Moderduft,
Ins Leben dringt kein Rath mehr aus der Todtengruft.**)

---

*) Maria Theresia spricht hier als Seherin. Katharina, Kaiserin von Rußland, aber schrieb i. J. 1790 nach Kaiser Josephs II. wirklich erfolgtem Tode an den Herzog von Würtemberg: „Ich beweine den unschätzbaren Verlust dieses großen und liebenswürdigen Fürsten. Aber sehen Sie, mein Freund: Dieses ist das Schicksal aller Fürsten, die selbst gegen die Gesetze der Natur alle Begebenheiten erzwingen — alles durchsetzen wollten.

**) Die vollständige Tragödie „Maria Theresia und ihr Hof" von welcher wir hier einsweilen eine Probescene liefern, wird demnächst im Verlage einer ausgezeichneten deutschen Buchhandlung erscheinen; es bewegen sich in diesem dramatischen Gedichte mehrere der merkwürdigen Wiener Zeitgenossen der Kaiserin, als: Fürst Esterhazi, van Swieten, Freiherr von Holger, Abt Metastasio, Ritter Noverre, Jamerai Duval u. a. m.

13.

Die Gräfinen von Schwarzburg und v. Hundt.

Es wird in einer alten Chronika erzählt, daß die alte Gräfin von Schwarzburg einstens sich zum Besuch bei dem herzoglich sächsischen Hofe, auf der Burg Grimmenstein bei Gotha, eingestellt habe.

Die Gräfin litt an der Gicht, pflegte daher sich Abends zeitig zu Bette zu legen, ehevor aber den ganzen Körper über und über mit Campherspiritus tüchtig einreiben zu lassen. Eine solche, jedoch ungewöhnlich starke Einreibung hatte denn auch eines Abends auf dem Grimmenstein statt gefunden; als aber die Kammerfrau des andern Morgens in das Gemach der Gebieterin trat, schlug ihr ein dermaaßen starker und seltsamer Geruch entgegen, daß sie nicht im Stande war vorzuschreiten bis zum Lager der Gräfin.

Die Zofe machte Lärm, allein man mußte vorerst, um in der Stube aushalten zu können, einen starken Luftzug herstellen; doch jetzt zeigte sich dem herbeigeeilten Hofgesinde die saubere Bescherung — man fand nämlich statt der Frau Gräfin v. Schwarzburg lediglich ein Häuflein schmieriger Asche im Bette, und die Metamorphose hatte der zu häufig angewendete Camphergeist allein, während der langen Nacht, bewirkt.

Eine poßierliche Lüge in der That, und sie verdient einer andern alten Sage an die Seite gesetzt zu werden, nach welcher eine Gräfin Hundt mit einem Male, nach Einigen zwei und vierzig, nach Andern zwei und sechzig Knaben geboren haben sollte, welche jungen Herren sich aber dermaßen klein darstellten, daß sie, samt und sonders auf einer mäßigen Silberplatte liegend, mit einem Guße die Taufe erhalten konnten; bei welchem ehrwürdigen Geschäfte

aber freilich sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden mußte, um nicht dem einen oder andern der holden Sprößlinge in den entsündigenden Fluthen zu ersäufen. Die Knaben erhielten einen und denselben Namen: Kaspar. Eine burleske Idee — zwei und sechzig gräfliche Kasparen, deren Territorialansprüche sich vorerst auf den Raum eines Suppentellers beschränkten.

14.

Merkwürdiger Beschluß einer Theater-Direktion.

In der neuesten Zeit wurde bei einer Bühne das dramatische Gedicht: „Die Bräute von Arragonien" einstudiert. Bei der Probe äußerte die eine arragonische Braut, Madame L —, die Meinung, der Schluß des Stückes würde größere Wirkung hervor-

bringen, wenn sie statt als Bühnenheldin zu sterben, als solche für dieses Mal am Leben bliebe; es wurde lange über Leben und Tod gestritten, die Direktion aber entschied sich für den letztern, nichtsdestoweniger aber hielt Madame L — für gut, Abends bei der wirklichen Darstellung dennoch nicht zu sterben. Am andern Morgen erhielt die Künstlerin folgendes merkwürdige Schreiben.

„Da es der Madame L — beliebt hat, gegen den ausdrücklichen Befehl der unterfertigten Direktion gestern Abends beim Schluße dennoch am Leben zu bleiben, so wird ihr dieser sträfliche Ungehorsam aufs ernsteste hiemit, und zwar mit dem Beisatze untersagt, daß man sie, wenn sie am Sonntage Abends wieder nicht sterben sollte, reglementmäßig ohne Nachsicht zu einer Strafe von 5 fl. 24 kr. kondemniren wird."

Die Direktion der Schaubühne zu ******.

N. N."

15.

Ein Zug aus Theodor Körners Dichterleben.

Wenn dieser zu erzählende Zug auch gerade nicht für einen charakteristischen gelten kann, so glauben wir doch, daß er manchem Leser interessant werden dürfte, indem selbst kleinere uns bisher unbekannt gebliebene Anekdoten aus dem Leben solcher Männer willkommen sind, deren Andenken selbst von späten Nachkommen noch gefeiert zu werden verdient.

* * *

Während Theodor Körner als Theater-Dichter in Wien seine Tage verlebte, pflegte er häufig Abends ein Privathaus zu besuchen, in welchem sich gewöhnlich eine sehr geistreiche Gesellschaft versammelte. Man suchte sich abwechslungsweise durch Musik,

durch sinnige Lektüre, durch feine Wortspiele, durch sogenannte Boutrimes u. dgl. zu unterhalten. Zwischen dem Hauptmann v. O. und Körnern gestalteten sich häufige Reibungen, aber dieser galt das witzigste, jener das geistesbefangenste Mitglied des Cirkels, und so endeten die Wortfehden der Beiden stets damit, daß man auf Kosten des armen Hauptmanns lachte.

Eines Abends brachte Körner aus dem Stegreife eine niedliche Charade auf's Tapet, die ohne gerade jenen Hauptmann genau zu bezeichnen, ihn doch dermaßen persiflirte, daß sich die Gesellschaft ob des Schwankes ungemein ergötzte.

Es dauerte lange, ehe dem Herrn Offizier gelang, die eigentliche Pointe des Sinngedichtleins zu fassen, allein nun ergrimmte der Mann nnd schwur, am kommenden Abend seinen eigenen Pegasus gegen den Körnerschen in die Schranken zu führen. Ein Entschluß —

zu welchem alle Anwesenden aufmunterten und sich schon im Voraus auf den Spaß freuten, welchen der ungleiche Kampf zu gewähren versprach.

Als des andern Morgens der Hauptmann erwachte, schickte er sich in der That zur Abfassung einer poetischen Epistel an, welche gegen seinen Feind geschleudert werden sollte; als jedoch die Arbeit nicht so recht von Statten gehen wollte, beschloß der Offizier sich die Sache zu erleichtern. Er schrieb daher den Namen „Körner" auf ein Blatt Papier, legte einen Kronenthaler dazu und befahl nun seinem Reitknechte, mit dem Zettel einen Poeten aufzusuchen, welcher für beiliegendes Honorar auf den verzeichneten Namen eine Spottcharade dichten sollte.

Der Reitknecht gieng, fragte hier und dort nach einem Poeten und wurde endlich unglücklicherweise zu Körnern selbst gewiesen.

Man mag ermessen, daß dieser sich über

den Zufall freute. Der Dichter setzte sich sogleich an den Tisch und schrieb, ohne sich lange zu besinnen, folgende Worte nieder:

Charade.

Mit Schlägeln dreschen Flegel
Das Ding aus Stroh hervor;
Das Ganze ist der Name
Von einem jungen Thor.

Abends versammelte sich die Gesellschaft wieder. Man erinnerte den Offizier an sein gestern gegebenes Wort, heute eine Poesie von eigener Fabrikation vortragen zu wollen. Herr v. O — stand auf, räusperte sich, allein — sein Unstern wollte es so — schon im Beginnen versprach er sich, denn er hub an:

Aus Körnern schlagen Schlägel
Das Ding — das Ding — das Ding —

Lachend fiel hier Theodor ein: Verzeihen Sie Herr Hauptmann! es heißt: Mit Schlägeln dreschen Flegel u. s. w. und der

Charade Lösung ist mein Name; übrigens ist die Charade schlecht, denn dieselbe war ja für Sie bestimmt, weil Ihr Reitknecht irre gieng und das Gedicht bei mir selbst bestellte. Hier haben Sie das Blatt zurück auf welches Sie eigenhändig meinen Namen geschrieben, auch Ihren Thaler empfangen Sie hiemit gefälligst wieder, denn ich fertige für Geld keine Gelegenheits-Gedichte.

Welche traurige Rolle der Hauptmann bei sothaner Catastrophe gespielt haben mag, läßt sich denken.

16.

Die verhängnißvolle Nacht in der Geisterburg.

Mancher Leser mag lächeln ob dieser Geschichte, welche er, freilich in ganz anderer Art, einst schon vielleicht gehört haben dürfte. Es galt eine Wette, die ursprüngliche Anek-

dote dermaßen zu umwandeln, daß sie schicklicher Weise auch dem Drucke übergeben werden könnte, ohne deßhalb ihr Interesse zu verlieren; ich unterzog mich dem Wagnisse und es sprachen mir die Schiedsrichter den Preis zu.

* * *

An einem trüben Novemberabende zogen schwarze Regenwolken, vom Sturmwinde gejagt, über die hohen dunkeln Wipfel des th — er unermeßlichen Waldes hin. Aechzend dröhnten jetzt selbst hundertjährige Eichen unter der Macht des über alle Maaßen ungestümen Elementes, dann beugten sich ihre Aeste wieder krachend hernieder, und schlugen brechend zusammen.

Die trübe Nacht wurde also finster, daß der einsame Wanderer seine eigene, dicht vor die Augen gehaltene Hand nicht zu erkennen vermochte — und in dieser unheimlichen Nacht

gerade trieb sich in Mitte des erwähnten Forstes ein einzelner Reiter, der Major von R—st—n auf Irrwegen umher. Der Offizier hatte den plötzlich erkrankten Diener zurücklassen müssen und sich daher gezwungen gesehen, allein seine Reise zu Pferde fortzusetzen. Unser Reisender war bereits ganz und gar durchnäßt, dem armen Thiere fiengen an die Kräfte zu schwinden, es vermochte beinahe nimmer sich durch die verwachsenen Pfade zu winden, und schon beschloß der Major abzusteigen und trotz des grausigen Sturmes die Morgenstunden unter dem Schutze einer Eiche, so gut es angehen möchte, zu erwarten; da leuchteten ihm mitten in dem dunkeln Walde plötzlich erhellte Fenster entgegen, und grell kreischende einzelne Fideltöne mischten sich aus nicht großer Ferne in das Pfeifen des Sturmes.

Freudig und rasch sprang Herr von R—st—n vom Pferde und dasselbe am Zügel führend, eilte er, die Hellung zu erreichen.

Es dauerte auch nicht lange, da befand sich der Offizier vor der Thüre des Gasthöfleins eines unbedeutsamen, aber wirklich in der Mitte des th—er Waldes belegenen Dorfes.

Es wurde in dem Wirthshause gerade eine Bauernhochzeit gefeiert, und der herbeigerufene Wirth versicherte dem Major, es könne der gnädige Herr wohl Speise und Trank erhalten, auch werde dessen Pferd möglichst gut versorgt werden, allein ein eigenes Zimmerchen, wie es der gnädige Herr verlange, könne auf keinen Fall geräumt werden, da die zwei dürftigen Gemächer des Hauses unwiederruflich bis znm frühen Morgen den Hochzeitgästen überlassen worden seien.

Der Krieger, vorerst froh nur unter Dach sich zu befinden, zog sein Pferd, in Ermanglung eines leeren Stalles, unter einen offenen Schupfen, ließ ihm Futter vorwerfen, und ihm selbst behagte dann das dürftige Nachtmahl, das er in der von bäuerischen Hochzeit-

gästen überfüllten Stube einnahm, trefflich. Allein noch waren drei Stunden bis Mitternacht, und bald däuchte dem Major das Loos, die ganze lange Nacht in einer niedrigen Stube, in welcher die Luft äußerst verdorben war, umgeben von einer Menge trunkener Bauern, zubringen zu müssen, unangenehmer noch, als ein Lager im Freien unter Sturm und Ungewitter selbst.

Mißmuthig trat der Offizier aus der Thüre des Hauses, um nach seinem Pferde zu sehen. Der Sturm schien vorerst ziemlich ausgetobt zu haben, ja es erhellten sogar einzelne Mondstrahlen, welche auf Augenblicke die schwarze Wolkendecke durchbrachen, je zuweilen die Gegend.

In dieser matten Beleuchtung nun gewährte Herr v. R—st—n, zu seiner nicht geringen Verwunderung, eine alte, aber wie es das Ansehen hatte, noch gut erhaltene Ritterburg, die sich auf einer Anhöhe, gerade

dem Dörfchen gegenüber, erhob; deren Zinnen aus der Mitte des schwarzen Föhrenwaldes mächtig zur Höhe strebten und die tief hangenden dunkeln Sturmwolken zu berühren schienen.

Der jetzt gerade etwas weniger beschäftigte Wirth erschien auf dem Hofraume und der Major redete ihn an:

Major. Sag Er mir doch lieber Freund! wem gehört denn dort oben das Schloß und ist es nicht bewohnt?

Wirth. Das Schloß gehört dem Herrn v. M—l—d, er war aber seit zwanzig Jahren nicht hier, alle Jahre zweimal kömmt der Verwalter, Gilt und Steuer für den Grundherrn zu erheben; allein übernachten mag selbst der Verwalter im Schlosse nicht, denn da droben, glauben Sie mir gnädiger Herr! hauset der leidige, Gott sey bei uns, und keiner der sich in jenen alten Gemächern zur Ruhe legt, sieht den Tag wieder.

Major. Possen! — Doch sind denn

einige Gemächer des Schlosses noch bewohnbar?

Wirth. Nun, ganz will die Grundherrherrschaft die alte Burg doch nicht verfallen lassen, man flickt zuweilen die Dächer etwas aus, damit Regen und Schnee nicht zu sehr eindringen können; in einigen Stuben befinden sich selbst noch Betten und anderer alter Trödel — ich kann das wohl am besten wissen, weil sich die Schlüssel zu der Burg in meiner Verwahrung befinden.

Major. Was, Er hat die Schlüssel mein Freund!? herrlich! — Hör' Er, ich bin entschlossen, dort oben im Schlosse diese schlimme Nacht ruhig zu verschlafen.

Der Wirth versicherte zwar, das könne nun und nimmermehr geschehen, allein der Klang einer vollen Börse, welcher sowohl die Herzen der vornehmsten Aubergisten in den Haupt- und Residenzstädten, als auch jene der edelsten Kneippwirthe in analoger wunderbarlicher

Weise zu rühren vermag, verfehlte auch dieses Mal seine Wirkung nicht, und nach einigen stattgefundenen Debaten ließ sich der Wirth bewegen, in eine Laterne brennendes Licht zu stecken und die verrosteteten Schlüssel zur Burg hervorzusuchen.

Herr v. R—st—n sah indessen nach seinen Pistolen, fand dieselbe aber durch Nässe für den Augenblick gänzlich unbrauchbar, doch kümmerte sich der Offizier ob dieses kleinen Unfalls wenig, indem er lediglich seinem scharfen guten Schwerte vertraute,

Jetzt trat der Major in Gesellschaft des Wirths die kurze Wanderung nach der Burg an. Der bäurische Kastellan steckte den großen Hauptschlüssel in das Schloß der massiven Pforte, welche sich knarrend in ihren Angeln bewegte und mit großem Geräusche aufsprang. Weiter wollte der Wirth nicht gehen, er bezeichnete seinem Gaste noch eines der best' erhaltensten Gemächer in der Burg,

übergab ihm den dazu führenden Schlüssel, nebst der Laterne, und eilte ins Dorf zurück.

Wir hätten nun hier eine herrliche Gelegenheit das Innere einer alten Ritterburg, nebst allen Vorhöfen, Zwingern, Verliesen u. dgl., zu beschreiben, und auf diese Art einige Seiten zu füllen, da wir aber mit Recht annehmen, daß solche weitläufige architectonische Descriptionen für den geneigten Leser des Reizes der Neuheit entbehren dürften, ziehen wir vor, lieber sogleich den Lauf der Erzählung selbst zu verfolgen.

Herr v. R—st—n fand das ihm bezeichnete Gemach in der alten Ritterburg glücklich. In der einen Ecke desselben stand ein dick mit Staub bedecktes, aber dennoch, wenn auch vor vielen Jahren vielleicht zum letzten Mal, mit reiner Wäsche überzogenes Bett. Den überdieß noch vorhandenen großen und wackelichten Tisch setzte der Offizier quer vor die Bettstelle, und nachdem er auch noch die einzige Thüre des

Gemaches sorgfältig verschlossen hatte, schickte sich der ungemein ermüdete Reisende zur Ruhe an. Wären des Majors Kleidungsstücke nicht ganz und gar durchnäßt gewesen, hätte er wahrscheinlich vorgezogen, dieselben am Leibe behaltend, sich auf das Lager hinzustrecken, allein im stattfindenden Falle konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich auszukleiden und sich in ganz gewöhnlicher und bequemer Weise in das vorhandene, ehevor von seinem Staube befreite Bett hineinzulegen. Sein blankes Schwert legte Herr v. R— st—n auf den Tisch, auch stellte er die Laterne daneben, indem er beschloß das Licht in derselben abbrennen zu lassen; nach Verlauf weniger Minuten hatte bereits der sanfte Schlummergott seine güldenen, betäubenden Körner auf den Müden hernieder geschüttet.

Mitternacht mochte ungefähr vorüber seyn, da ließ sich ein seltsames Geräusch von Ferne hören; dieses Geräusch tönte bald graulicher

und vernehmlicher; mit einem Male sprang die wohl verriegelt gewesene Stubenthüre von selber auf; Moderduft erfüllte das Gemach und jetzt trat eine riesenmäßige, in weite weiße Gewänder gehüllte, Greisengestalt ein, deren Antlitz ganz jenem einer Leiche glich und von dessen Kinne ein dichter schneeweißer Bart hernieder floß, der bis dicht an die Diele reichte. Das Gespenst winkte dem Major, ihm zu folgen, allein dieser vermochte, ungemein erschrocken, vor der Hand kein Glied zu regen; die weiße Gestalt winkte dringender wieder, da ermannte sich der tapfere Offizier; er sprang vom Bette auf, erfaßte sein Schwerdt, ergriff mit der andern Hand die Laterne, in welcher das Licht noch brannte, und also folgte er muthig seinem wunderseltsamen Führer.

Nun gieng es, Treppen auf, Treppen ab, durch große Säle, lange Corridors und Zimmerreihen; — endlich in einer hohen runden

Halle, einer Art Gewölbe, blieb der gespenstige Greis stehen, immer mit der Rechten auf eine Stelle am Erdboden deutend. Unser Abentheurer verstand die Pantomime; er rief aus: Aha, du willst mir zu verstehen geben, es liege hier ein Schatz vergraben und ich soll die Stelle durch einen darauf zu legenden Gegenstand bezeichnen, damit ich dieselbe Morgen wieder zu finden weiß? — Der Weiße winkte beifällig und freudig mit dem Haupte. Allein nun befand sich der Major dennoch in nicht geringer Verlegenheit; er war, vom Bette aufgestanden, lediglich nur mit seinem Hemde bekleidet; von seiner Waffe wollte er sich nicht, und eben so wenig von der leuchtenden Laterne trennen, fürchtend — von einem verkappten Betrüger in einen gefahrdrohenden Hinterhalt gelockt zu werden. Das Gespenst gebehrdete sich ungeduldig, da zog R—st—n, schnell gefaßt, das Hemdt vom Leibe und legte es auf die zu bezeich-

nende Stelle; nun gieng die Reise der Beiden weiter durch Stuben und Gänge wie zuvor. Endlich langte man in der Schloßkapelle an. Der grauliche Greis machte dieselbe Pantomime wie zuvor, doch unser Offizier, sich schnell besinnend, löste das Band vom Zopfe — denn dazumal gab es noch keine kopf- und zopflose Söldner — und legte es, fein vorsichtig, auf die vom Weißen abermals bezeichnete Stelle. Nach dieser kurzen Rast setzte man sich wieder in Bewegung; bald bleibt das Gespenst zum dritten Mal stehen — das alte Geberdenspiel von dessen Seite beginnt, aber unwirsch ruft der Offizier aus: Hol's der Teufel, wenn ich Morgen früh deine andern beide Schätze finde, bin ich schon zufrieden, mag den dritten heben, wer da will. Doch plötzlich verändert sich nun die Scene; das ohnehin riesigte Gespenst verlängert sich noch um ein ansehnliches; dessen Augen rollen großen Feuerrädern gleich,

sein weit aufgesperrter Mund gleicht einem geöffneten Höllenschlund, es schreitet auf unsern armen Abentheurer los, dräut ihn zu verschlingen, doch nicht ein Feigling will der Offizier enden; er erhebt das Schwert, führt einen gewaltigen Streich nach dem Gespenste — da klirrte es wie zerbrochenes Glas. —

Der Major öffnete in diesem Augenblicke die Augen und schaute verwundert um sich; er saß, faselnackt, halb aufgerichtet, in demselben Bette, in welchem er sich vor einigen Stunden niedergelegt hatte; sein abgezogenes Hemdt lag in Mitte der Stube; sein Schwerdt, mit welchem R—st—n so eben des Wirths Laterne über den Tisch geschlagen hatte, hielt er in der rechten Faust und um die linke Hand hatte sich das abgestreifte Zopfband geschlungen.

* * *

Das gestrige Unwetter zu versöhnen, war einer der klarsten, sonnenhellsten Morgen ins

Mittel getreten. Einen entzückenden Anblick gewährte die herrliche, weite Winterlandschaft, welche man ans den Fenstern der alten Ritterburg zu überschauen vermochte. Der th—r übergroße Forst glitzerte und flimmerte in krystallener Pracht; Alabaster-Grotten wölbten sich hier; und dort, im Hochwalde oben, schien ein heiliger, kühn gewölbter Dom, von reisigen Demantsäulen getragen, sich, Ehrfurcht erregend, zu erheben. — Schnell kleidete der Major sich an — noch einen Blick warf er durch das Bogenfenster seines Gemaches, dann eilte er hinab in's Dorf, nahm ein solides Frühstück im Wirthshause zu sich, bestieg seinen Rappen und setzte, fröhlich ein Pfeifchen dampfend, seine Reise fort.

17.

Scene

aus dem noch ungedruckten Operntexte:

Der Judenkirchhof.*)

Gewöhnlicher Judenkirchhof. Im Vordergrunde zur Rechten des Zuschauers ein offenes Grab. Im Hintergrunde eine große Stadt, welche man aber erst erblickt, wenn die Feuersbrunst ausgebrochen.

Nach einer charakteristischen Ouvertüre wird die Gardine aufgezogen. — Juden und Jüdinnen nahen aus dem Hintergrunde im feierlichen Trauerzuge, brennende Fackeln in den Händen, mit Ehsters Leiche im offenen Sarge. — — Der Trauerzug bewegt sich langsam nach dem Grabe zu.

Tragikomischer Chor.

Die Juden.

Au wai, au wai, au wai! — ein einziger rauher Stoß
Er wirft, au wai! in Abrahams Schooß
Zu früh, au wai! das junge Schicksel!

Die Jüdinnen.

Au wai! das junge Schicksel!

---

*) Ich traf zu Anfang des Jahres 1822 zu Prag mit dem unsterblichen C. M. Weber zusammen, — dessen Bekanntschaft ich viele Jahre früher, als W. noch

Eine Jüdin.

Die Ehster war so schön geschmückt,
Und alle Welt hat sie entzückt,
Nun hat sie doch der Taud zerdrückt.
Es ist auf Erden gar ein schlechter, lausger Wandel,
Und alles nimmt an End — der Schacher und der Handel
Bevor man noch die Hand umdreht,
Der Wind schon über's Grab uns weht.

---

mit Vogler, seinem großen Meister, reiste — bereits in München gemacht und in Dresden erneuert hatte.

Zu Prag nun zeigte ich Webern die Exposition zu zu dem Operntexte: „Der Judenkirchhof" und die dazumal schon fertige und hier zum ersten Male abgedruckte Scene. Der Meister interessirte sich ungemein für die Idee überhaupt und namentlich für die gegenwärtige Scene, aus welcher, seiner Versicherung nach, der Tondichter ungemein Originelles zu schaffen vermögen würde. Ich mußte dem Herrn Musikdirektor versprechen, ihm den Operntext, sogleich nach dessen Beendigung, zuzuschicken, und feierlich sagte er mir zu, er wolle den Tonsatz desselben unternehmen. — Das Schicksal führte uns indessen weit auseinander, ich konnte lange nicht an die Beendigung des Textes kommen und inzwischen starb Weber.

Diese Notiz allein wird hinreichen der Scene beim geneigten Leser eine gute Aufnahme zu verschaffen. — Sollte übrigens ein Tondichter von Ruf zur Composition der Oper Belieben tragen, möge er sich deßhalb gefälligst an den Verfasser wenden.

Chor.

Hand umdreht,
Wind schon weht!

Ein Jude.

Jehova ist a' Gott, a graußer,
Doch's dumme Leben ist nicht kauscher;
Drum macht mir nur kein solch Getos,
Die Ruh' in A' Abrahams Schoos,
So wahr ich leb' ist gutes Loos.

Chor.

Getos! a Loos! A' A' Abrahams Schoos!

— Während des letzten Chors wird Ehsters Leiche in die Grube gesenkt, doch bevor noch Erde hinabgeworfen wird, hört man aus der Ferne dumpfen Lärm: Posaunentöne, Geschrei, Trommeln u. dgl. alles durcheinander — dazu passende Orchesterbegleitung. Juden und Jüdinnen stehen bewegungslos und lauschend in wohl berechneten komischen Attitüden. —

Zweiter Jude.

Gottes Wunder! — welch' Mirackel!
In der Nacht solch' grauß Specktackel!

Chor.

Specktackel! Mirackel!

Dritter Jude.

Au wai geschrien — mir wird nicht gut,
In de Hosen fällt der Muth.

Chor der Juden.

Au wai geschrien — uns wird nicht gut,
In de Hosen fällt der Muth.

Vierter Jude.

Was nur mag geschehen seyn? —
Wenn nur nicht der Feind fällt ein,
Gott seis geklagt,
in die Stadt!

Verwirrter Chor der Juden und Jüdinnen.

Was hat er gesagt?
Gott seis geklagt!
Der Feind hat ers gewagt
Zu fallen in die Stadt?
Was hat er gesagt? —
Gottes Wunder nein —
Es kann, es darf nicht seyn!
Was hat er gesagt?

Dumpfer Chor aus der Ferne.

Hülfe, Hülfe! große Noth!
Hülfe, Hülfe! feurig roth?
Schlägt die Flamme aus dem Haus,
Dort beim Giebel schon heraus!

Chor der Juden und Jüdinnen.

Gottes Wunder! welch' ein Graus!

Was hat er gesagt?
Zum Haus hat er gesagt,
Schlägt einer raus — hat er gesagt!
Zum Haus — heraus — welch' ein Graus!

— Es geht eine plötzliche blendende Helle auf, man erblickt im Hintergrunde eine große Stadt in Flammen. —

Judenchor.

Au wai geschrien! welche Noth!
Au wai geschrien! blutig roth!
Schlägt die Flamme aus dem Haus —
Dort beim Giebel schon heraus.
Wai der Schreck macht uns taud,
Blutig roth! — welche Noth!

— Ein Judenjunge stürzt auf die Bühne. —

Judenjunge.

Es brennt; es brennt in der Jüden Quartier,
Und ihr Esel! steht müßig — alle noch hier? —

Judenchor.

Au wai — es brennt, es brennt in unserm Quartier,
Und wir Esel stehen müßig noch hier.
Au wai — Zion gar
Ist in Gefahr!
Es brennt in unserm Quartier
Drum fort ihr Esel! von hier.

— Juden und Jüdinnen fliehen nach allen Seiten. —

18.

Welche Eigenschaften muß man haben, wenn man sich Hoffnung machen will in den Orden der Jesuiten aufgenommen zu werden.

Jetzt, wo der Orden der ehrwürdigen Väter aufs neue die frischesten nnd erfreulichsten Blüthen treibt und sich hier und dort mehr und mehr verbreitet, kann die Beantwortung der vorstehrnden Frage in der That als ein verdienstliches Werk angesehen werden; übrigens muß man bemerken, daß die folgende Anekdote, einem alten, von einem Jesuiten in lateinischer Sprache verfaßten, „Vade mecum“ entnommen ist. Das Büchlein selbst möchte wohl schwerlich je einem unserer Leser in die Hände gekommen seyn und enthält — wie die meisten alten und neuen Sammlungen dieser Art — neben mancher Ungereimtheit doch auch viele gute und echt witzige

Gedanken, von welchem in der Folge vielleicht noch einen oder den andern mitzutheilen man Gelegenheit finden wird.

* * *

Ein Jesuit führte seine Schüler an einem heitern Frühlingsnachmittage zum Ballspiele auf eine vor die Stadt belegene Wiese. Unter Weges fragte einer der Zöglinge den Lehrer:

„Welche Eigenschaften, hochwürdiger Pater Professor! muß man haben, wenn man sich Hoffnung machen will, in Ihren Orden aufgenommen zu werden?“

Mein Sohn! — erwiederte der Lehrer lächelnd — um Jesuit zu werden, muß man es entweder hier haben — er deutete mit dem Zeigfinger in die Mitte der Stirne — oder aber man muß es — er schlug mit der flachen Hand auf die Geldtasche — hier haben.

Der Schüler gedachte dem Lehrer auf seine Weise zu schmeicheln und sprach, indem er auf seine eigene Geldtasche klopfte: Nun, nun, ich wollte meinen Kopf verwetten, Sie hochwürdiger Herr Pater Professor! gehören auch unter diejenigen, die es hier hatten.

Unseres Dafürhaltens dürfte auch noch der Besitz einer dritten Eigenschaft den Eintritt in's Kollegium erleichtern, doch es bleibt nicht gerathen alles zu sagen!

19.

Die Bergbeleuchtung zu Tegernsee.*)

Nach der C. M. Weberschen Melodie des Th. Körnerschen: „Was glänzt dort vom Walde ꝛc.“

Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.

Fr. v. Schiller.

Was glänzt dort vom Hochland in Gluthenpracht?
Wer deutet die feur'gen Rahmen? —
Sie leuchten hinaus durch die finstre Nacht,
Die bayrischen Alpen sind ja erwacht,
Zu zeigen durchlauchtige Namen:
Die prangen dort lodernd an Berges Wand,
Sie, sie feiert das ganze bayrische Land!

---

*) Die Bergbeleuchtung, zu welcher dieser Sang gedichtet wurde, sollte am Abende des 9. Septembers 1828 zur Vermählungsfeier des durchlauchtigsten Herzoges Maximilian von Bayern mit einer königlichen bayerischen Prinzessin an den Wänden des bayerschen Hochgebirges lodern.

Eingetretener Hindernisse halber mußte zwar die

Die Züge, noch heller als Sonnenlicht,
Kein Bayer kann sie verkennen,
Kein Bayer gewiß verkennt sie nicht,
Von Gesicht der Stamm sich gleich zu Gesicht
Verschmähet er — uns sich zu nennen:
Dort prangt er lodernd an Berges Wand,
Ihn, ihn feiert das ganze bayerische Land!

Wie tobt dort im Hochland die Flammengluth?
Die Arme wagt sie mächtig zu strecken,
Und ob auch das Schwert und die Lanze ruht,
Es schlummert doch nimmermehr bayer'scher Muth,
Es schimmern die bayr'schen Wecken:
Sie schimmern dort lodernd an Berges Wand,
Sie, sie feiert das ganze bayrische Land!

Bergbeleuchtung selbst unterbleiben, allein gegenwärtige Dichtung wurde nichts destoweniger von Ihro Majestät der verwittweten Königin Mutter Friderike, Wilhelmine, Karoline von Bayern allerhuldvollest und gnädigst aufgenommen.

Die Ehrenstelle, welche diesem Sange — des Stoffes halber — gebührt, konnte er in gegenwärtiger Sammlung nicht erhalten, weil der Druck bereits zu weit vorgerückt war.

In der Flammengluth hellem Wiederstrahl
Erglänzet von den Gesichten
Die Freude, — sie waltet durchs weite Thal;
Sie leuchtet dem fröhlichen Hochzeitsmahl;
Die bayer'sche Treue kann nicht verzichten:
Wie's feurig dort brennet an Berges Wand,
So, so lodern die Herzen im ganzen Land!

Und wenn dann in Bälde dem heil'gen Bund
Erlauchte Sprossen erkeimen;
Dann macht es uns Frohen zur selben Stund,
Es machet die Flamme uns allen kund:
Die Freuden, die höchsten, die reinen!
Die Kunde, sie brennt bald an Berges Wand,
Dann, dann jubelt das ganze bayrische Land!

20.

Epilog.

Bunte Steine, schwarze Farben
Wechselten in diesem Band;
Hohe Palmen, schwache Garben
Keimen auch in gleichem Land.

Kleine Blumen, schmucke Blätter
Streuten wir mit leichtem Sinn,
Liebe Herren! hohe Götter!
Nehmt die Gaben gütig hin.

Ja als Göttin will jetzt walten
Jene Themis Ungebühr;
Nun man läßt sie eben schalten,
Und man schreibt doch für und für!

Eure Stimme mag erschallen,
Wenig kümmert mich der Hohn;
In der weisen Duldung Hallen —
Winkt mir doch ein schöner Lohn!

Berichtigung der Druckfehler.

Seite 16 Z. 1 v. unten statt: „gebeteten" l. m. „angebeteten."
— 19 Z. 6 v. u. st. „ohne weiteres" l. m. „ohne weiter."
— 32 Z. 6 v. u. st. „die Flur" l. m. „den Flur."
— 66 Z. 1 v. oben ist das Wörtlein „sie" zu streichen.
— 77 Z. 8 v. o. st. „Matz" l. m „man,"
— 81 Z. 10 v o. st. „saß" l. m „daß"
— 91 Z. 4 v. o. st. „bezuhalten" l. m. „beizuhalten."
— 124 Z. 9 v. o. st. „Gesichtchen l. m. „Geschichtchen."
— 177 Z. 1 v. o. ist nach dem Worte: „verlassen" das Wörtlein „läßt" einzuschalten.
— 181 Z. 2 v. o. st. „Traume" l. m. „Traum."
— 186 Z. 11 v. o. st. „Göth'sche" l. m. „Göthe'sche."
Auf dem Titelblatte der Erzählung IV. st. „Original-Feen-Märchen" l. m. „Original-Feen-Mährchen."
Seite 202 Z. 3 v. u. st. „Soffa" l. m. „Sofa."
— 236 Z. 8 v. o. st. „Gewerben" l. m. „Gewerbe."
— 238 Z. 4 v. o. ist das Wörtlein: „mit" zu streichen.
— 240 Z. 1 v. o. st. „Pfeiffenköpfe" l. m. „Pfeifenköpfe."
— 253 Z. 1 v. u. st. „seine" l. m. „seinen."
— 257 Z. 2 v. u. st. „von dem" l. m. „von den"
— 257 Z. 10 v. u. st. „beitragen" l. m. „beitrugen."
— 266 Z. 6 v. u. st. „blöd gewordene" l. m. „blödsinnig gewordene."
— 267 Z. 7 v. u. st. „Machtsprüche" l. m. „Machtspruch."
— 268 Z. 7 v. o. st. „bei der Lederfabricke" l. m. „bei dem harlemer Hölzchen."
— 276 Z. 2 v. o. st. „bestättigen" l. m. bestätigen."
— 282 Z. 1 v. u. st. „erstem" l. m. ersten."

Bayerische Staatsbibliothek

Seite 320 Z. 5 v. o. „verscheneft" l. m. verschenket."
— 326 Z. 1 v. o. st. „eigenthümlicher" l. m. „eigenthümlichen."
— 335 Z. 2 v. u. st. „den Armen" l. m. „dem Armen."
— 339 Z. 6 v. o. st. „in Durst" l. m. „in Dunst."
— 342 Z. 2 v. o. st. „um nicht dem" l. m. „um nicht den."
— 368 Z. 9 v. o. st. „der vorsiehrnden" l. m. „der vorstehenden."

Die sich eingeschlichenen Druckfehler und die zuweilige Versetzung der Unterscheidungszeichen möge der geneigte Leser mit der weiten Entfernung des Autors von dem Druckorte gefälligst entschuldigen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schaden, Adolph <<von>>, / Rottmann, ... / Falke, Tobias,

Skizzen in der Manier des seligen A. G. Meissner

Bd.: 3

Augsburg [u.a.] (1829)

P.o.germ. 1251 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118273-2